Nebraer Anzeiger

Erscheint Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustrirtes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirthschaftliche Beilage.

Insertionspreis für die 1spaltige Korpus-Zeile oder deren Raum 10 Pf., Reklamen pro Zeile 15 Pf. Inserate werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 80 — Nebra, Sonnabend, 4. Oktober 1902. — 15. Jahrgang.

Zweierlei Maß in Frankreich.

Der ‚Schles. Ztg.' wird aus Paris geschrieben: Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Der Oberstleutnant de Saint-Remy und der Major Le Roy-Ladurie erhielten beide den allerdings nicht sehr verlockenden Befehl, ihre Soldaten vor die Klöster zu führen, um bei der Austreibung der bretonischen Nonnen behilflich zu sein. Es handelte sich um eine Requisition des Präfekten, also der bürgerlichen Behörde, doch wurde in beiden Fällen der Befehl durch den vorgesetzten General an die Offiziere übermittelt, und in der Form der Uebermittelung ist die einzige winzig kleine Verschiedenheit zu entdecken: an den Oberstleutnant wurde der Befehl als Aufforderung der Zivilbehörde weitergegeben, dem Major erteilte der militärische Vorgesetzte auch selbst noch den ausdrücklichen Befehl, den Auftrag auszuführen. Der Oberstleutnant und der Major gehorchten beide nicht, und dafür erhielt der erstere einen Tag Gefängnis, der durch die Untersuchungshaft für verbüßt erklärt wurde, d. h. er wurde in Wirklichkeit freigesprochen; der andere wurde mit „Destitution" bestraft, d. h. er wurde mit Verlust seines Ranges und des Rechtes, Uniform zu tragen, ohne Pensionsansprüche abgesetzt.

Es besteht offenbar ein schreiender Widerspruch zwischen diesen beiden nur einige Wochen auseinander liegenden Urteilssprüchen des Kriegsgerichts von Nantes. Auch durch die Thatsache, daß Oberstleutnant de Saint-Remy nachträglich durch den Kriegsminister auf disziplinarischem Wege seines Amtes enthoben worden ist, wird dieser Unterschied nicht aus der Welt geschafft, denn ihm bleibt sein Ruhegehalt und sein militärischer Titel.

Vergebens sucht man nach sachlichen Gründen zur Rechtfertigung solcher Verschiedenheit in der Rechtsprechung über analoge Fälle. Dagegen ist es durchaus nicht schwer, die wahren Ursachen zu erkennen, nur liegen diese nicht auf rechtlichem, sondern auf politischem Gebiete. Man kann nicht darüber im Zweifel sein, daß auch die Richter des Majors Le Roy mit ihren Sympathien auf der Seite des Angeklagten standen und ihn mit schwerem Herzen so streng verurteilt haben: der Vorsitzende hat den Urteilsspruch „mit Thränen in den Augen" verlesen, die Mehrheit der Offiziere hat ihm mildernde Umstände zugebilligt, obgleich dies keinen Einfluß auf die Abmessung der Strafe haben konnte, und schließlich hat der Gerichtshof unmittelbar nach der Verhandlung ein Gnadengesuch für den Verurteilten unterzeichnet. Nun wird von den ernsthaften Blättern auch oppositioneller Richtung dieser zweite Urteilsspruch zwar durchaus richtig befunden, und nur Ausnahmen, wie die „Libre Parole", haben sich noch nicht zu der Erkenntnis durchgerungen, daß militärische Disziplin eben etwas Unerläßliches ist. Das letztere Blatt spricht angesichts des jüngsten Urteilsspruches „von dem traurigen Mute, den die Offiziere bewiesen hätten, indem sie einen Waffenbruder verurteilten". Aber Zeitungen wie das „Journal des Débats" loben, bei aller Sympathie für den Bestraften, den Spruch der Richter, und wenn sie gleichzeitig auch den ersten Urteilsspruch den gegen Saint-Remy, mit der oben erwähnten spitzfindigen Unterscheidung von Zivilrequisition und militärischem Befehl entschuldigen, so merkt man ihrer Verteidigung doch an, daß sie sich nicht recht wohl dabei fühlen. Selbst Deroulede hat dem ersten Kriegsgericht ja einen scharfen Tadel erteilt.

Die Nationalisten haben eben nachträglich gemerkt, daß das Urteil gegen Saint-Remy nicht nur vom militärischen und juristischen Standpunkte aus angesehen höchst bedenklich war, sondern auch, daß sie damit sich selbst am allerschwersten geschädigt hatten. In der That hatte die ganze sozialistische Presse mit Vergnügen die Thatsache verzeichnet, daß Offiziere nicht mehr auf der Forderung absoluter Disziplin im Heere bestanden. Ein herrlicher Präzedenzfall, auf den man alle Soldaten aufmerksam machte, die sich etwa versucht fühlen könnten, den Gehorsam zu versagen, wenn man sie gegen die Ausschreitungen streikender Arbeiter verwenden will! Außerdem aber war den seit der Dreyfusaffäre fanatisierten Gegnern der militärischen Gerichtsbarkeit damit ein wundervolles Argument in die Hand gespielt, und aus der ganzen antimilitaristischen Presse ertönte es einstimmig: „Weg mit den Kriegsgerichten!" Alle diese Umstände sind sicher nicht ohne Einfluß auf die Richter des Majors Le Roy geblieben. Es soll damit nicht gesagt sein, daß sie sich durch irgendwelche fremde Rücksichten zu größerer Strenge hätten bestimmen lassen, aber es wäre wohl begreiflich, wenn die Erfahrungen dieser letzten Wochen ihr Verantwortlichkeitsgefühl gesteigert und ihnen die ernste Gefahr gezeigt hätten, in welche das erste Kriegsgericht sich begeben hatte, indem es seinen Sympathien für den angeklagten Offizier einen zu großen Einfluß auf die Entscheidung einräumte.

Politische Rundschau.

Deutschland.

*Der Kaiser hat der Tochter des Oberpräsidenten v. Goßler ein Beileidstelegramm gesandt, worin er ausdrückt, daß dem Verstorbenen ein Ehrenplatz in den Annalen der preußischen Geschichte gesichert sei.

*Der Empfang der Burengenerale durch Kaiser Wilhelm wird von der ‚Rhein.-Westf. Ztg.' bereits als Thatsache behandelt: Verhandlungen zwischen Botha und dem deutschen Auswärtigen Amt seien der Gewährung der Audienz vorangegangen, und bei der Gelegenheit sei von deutscher Seite betont worden, daß der Empfang nur bewilligt werden könne, wenn von den Buren ausdrücklich auf jede Erörterung politischer Fragen verzichtet würde. Der Kaiser interessiere sich lebhaft für gewisse Phasen des Krieges vom militärischen Standpunkt aus und wünsche von den Burenführern einige Aufklärungen über die Methode und gewisse Einzelheiten ihrer Kriegführung zu erhalten. In Berliner Burenkreisen ist dagegen nach der ‚Tägl. Rundschau' von der Bewilligung der Audienz noch nichts bekannt. Eine endgültige Antwort vom Hofmarschallamt sei noch nicht erfolgt. Und am Mittwoch früh läßt sich das Blatt drahtlich aus Brüssel melden: „Die Burengenerale beendigen ihre Hollandreise am 4. d. Am Montag besuchen sie Brüssel, dann Paris und Frankreich. Der Besuch in Berlin ist aufgeschoben. Sie erklären den Bericht der ‚Köln. Ztg.' von einem Audienzgesuch beim Kaiser für eine thörichte Lüge."

*Die Ankunft der Buren-Generale in Berlin ist auf den 17. Oktober festgesetzt.

*Der Großherzog von Baden hat am Dienstag die Ausstellung in Düsseldorf besucht.

*Der Reichstag ist zum 14. d. einberufen worden.

*Die zweite Lesung des Zolltarifentwurfes in der Kommission ist am Dienstag beendet worden.

*Der bayrische Ministerpräsident v. Crailsheim erklärte in Gegenwart des Prinzen Ludwig in der landwirtschaftlichen Zentralversammlung: Die Grenzen dürften nicht geöffnet werden und die seuchenpolizeilichen Maßnahmen müßten bestehen bleiben, weil die österreichischen Landwirte billigere Arbeitskräfte und Futtermittel hätten und deshalb billiger produzieren könnten.

*Die gesetzgebenden Körperschaften des Reichs werden sich im nächsten Arbeitsabschnitt mit der Frage des Verbots der Verwendung von weißem Phosphor bei der Herstellung von Zündhölzern zu befassen haben.

*In letzter Zeit sind vielfach falsche Banknotenscheine aus dem Jahre 1882 gehalten worden. Die Reichsschuldenverwaltung rät nun dem, der den Verbreiter der Verbreiter dieser falschen Scheine so nachweist, daß er den Gerichten übergeben werden kann, eine Belohnung bis zu 3000 Mk. zu.

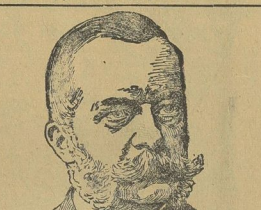
*Zur Bureneinwanderung in Südwestafrika wird mitgeteilt, daß eine größere Anzahl Buren sich auf dem Seewege nach Deutsch-Südwestafrika begeben hat, um die Bedingungen einer Niederlassung zu prüfen.

Oesterreich-Ungarn.

*Die Gemahlin des Thronfolgers Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich, Fürstin Hohenberg, wurde Montag nachmittag von einem Prinzen entbunden. (Da die Ehe morganatisch ist, hat das Kind keine Rechte auf den Kaiserthron.)

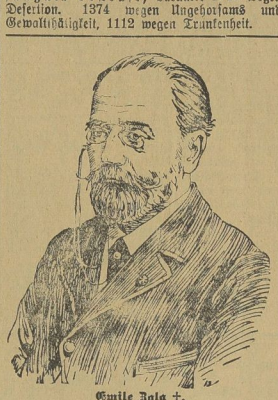
England.

*Die ‚St. James Gazette' meint, es sei unglaublich, daß der deutsche Kaiser die Burengenerale empfangen wolle und schlägt ernstlich vor, wenn der Kaiser die Generale sehen wolle, möge er nach England kommen und sie sich von König Eduard vorstellen lassen. Die liberale ‚Westminster Gazette' sagt: Ohne den Empfang der Generale beim Kaiser eine politische Bedeutung beizulegen, würde die Audienz wahrscheinlich den Erfolg haben, daß die Burengenerale von England keine politische Unterstützung erhalten.



Oberpräsident v. Goßler †.

*In der britischen Armee wurden im vorigen Jahre 11414 Soldaten mit Gefängnis bestraft, darunter 1943 wegen Desertion. 1374 wegen Ungehorsams und Gewaltthätigkeit, 1112 wegen Trunkenheit.



Emile Zola †.

Belgien.

*Die Schließung der Spielhöllen in Belgien steht endlich bevor. Das Gesetz ist thatsächlich vollzogen und tritt am 10. d. in Kraft. In Spaa und in Ostende haben die Spielunternehmer vergeblich versucht, einen ferneren Aufstand bis zum Ende des Jahres zu erwirken; am 11. d. müssen sie ihr gewinnreiches Gewerbe in Belgien einstellen.

Holland.

*Der holländische Minister des Aeußeren soll sehr ungehalten darüber sein, daß der frühere Transvaal-Vertreter Leyds ihm die Beendigung seiner Mission nicht amtlich angezeigt habe, was Dr. Müller für den Freistaat gethan habe.

Spanien.

*Der Brüsseler ‚Soir' bringt, allerdings unter Vorbehalt, eine sensationelle Meldung aus Madrid: Die Königin-Mutter Marie Christine habe sich anläßlich ihrer letzten Wiener Reise im geheimen mit ihrem Oberstallmeister Grafen Escosura vermählt. Der junge König soll über den Schritt seiner Mutter sehr erbittert sein. (Marie Luise, die zweite Gemahlin Napoleons, ebenfalls eine österreichische Prinzessin, hat seiner Zeit auch ihren Stallmeister, den Grafen Neipperg, geheiratet.)

Amerika.

*Das Befinden Roosevelts ist nach den neuesten Berichten durchaus zufriedenstellend. Die Genesung verzögert sich nur, weil Roosevelt ein sehr unruhiger Patient ist und ferner weil er in seiner Jugend skrophulös war. Die sechs Aerzte, welche am Sonntag wegen seiner Wunde zur Konsultation herangezogen wurden, erklären alle, es liege keine Gefahr für Blutvergiftung vor oder daß Roosevelt das Bein verlieren werde.

*In Venezuela hat sich die Regierung des Präsidenten Castro, deren Tage gezählt sind, bei dem immer weiteren Fortschreiten des Aufstandes, schwere Verstöße gegen das Völkerrecht zu schulden kommen lassen, die die beteiligten Mächte sicherlich gebührend ahnden werden. Auf Anordnung des Generals Velutini sind der Direktor und die Angestellten des französischen Kabels in Caruyano verhaftet worden. Als der französische Konsularagent einschreiten wollte, wurde er ebenfalls verhaftet. Das Küstenkabel ist zerschnitten worden, wie man vermutet, durch den venezolanischen Kreuzer „Restaurador". Hier herrscht große Erregung über diese Vorkommnisse; der französische Konsul hat Einspruch erhoben; der französische Kreuzer „Tage" wird erwartet.

*In dem bolivianischen Gebiet Acre ist ein Aufstand ausgebrochen. Die Rebellen haben ihre Unabhängigkeit von Bolivien proklamiert.

Ueber das Leben und Treiben an Bord des „Fram"

werden den ‚Münch. N. N.' aus Christiania nachfolgende bemerkenswerte Einzelheiten geschrieben:

Sverdrup hatte es bekanntlich von vornherein auf einen langjährigen Aufenthalt in den grönländischen Gewässern abgesehen und danach seine Maßregeln getroffen. Große Mengen haltbar gemachter Lebensmittel, vor allem eingedickte Milch, Obst, Butter, Eier und ähnliches waren an Bord geschafft worden, um den gefürchteten Feind aller Polarfahrer, den Scharbock, fernzuhalten. Diese Lebensmittel reichten jedoch nur bis zum dritten Jahre und mußten durch Zufuhr nordischen Wildprets ergänzt werden. Große Mengen eingedickter Milch, die man anfänglich als besonderen Schatz hütete, erwiesen sich schon nach Verlauf der ersten Ueberwinterung ungeeignet und mußten, da selbst die genügsamen Eskimohunde das halb geronnene, halb getrocknete Zeug nicht verzehren, über Bord geworfen werden. Einer der Besatzungsleute, zugleich ein tüchtiger Jäger, kam auf den Gedanken, die Milchdächsen öffnen und in gewissen Abständen vom Schiffe auslegen zu lassen. Die Folge war, daß sich allnächtlich ganze Scharen von Polarwölfen und Eisfüchsen um die Leckerbissen balgten und von den auf der Lauer liegenden Jägern dutzendweise erlegt wurden. Der Abschuß des zudringlichen Raubwildes rechtfertigte sich indessen auch sonst aus sehr triftigen Gründen, da man in steter Sorge um wertvolle Vorräte sein mußte, die in größerer oder geringerer Entfernung vom Schiffe für den Unterhalt der Hunde aufgestapelt waren. Schon während der ersten Ueberwinterung hatte man im Smithsunde mehrere Niederlagen von Walroß- und Robbenfleisch hergerichtet, die zur größeren Sicherheit noch mit mächtigen Stein- und Eisblöcken verrammelt wurden. Als man später die Fleischvorräte an Bord schaffen wollte, waren die meisten Niederlagen von Eisbären und Wölfen bis auf den letzten Rest geplündert worden. Nach der Ankunft im Ellesmere-Lande wurde darum bei jeder größeren Niederlage ein Mann als Wache zurückgelassen. Die Lage dieser einsamen Schildwachen, die oft meilenweit vom Fahrzeuge, nur mit dem unentbehrlichen Schlafsack, Oelzeit und Jagdgewehr ausgerüstet, oft wochenlang in schneebedeckter Einöde ausharren mußten, war natürlich alles andere denn beneidenswert, und bei mehr als einer Gelegenheit kam es zu hartnäckigen Kämpfen mit dem umherlungernden Raubzeug.

Nach der ersten Ueberwinterung starb, wie schon bekannt, der allgemein beliebte Schiffsarzt Dr. Svendsen. Ein schleichendes Leiden, dessen zerrüttende Wirkungen der junge Gelehrte in der reinen, stärkenden Luft des hohen Nordens aufzuheben hoffte, steigerte sich im Laufe der ersten Ueberwinterung dermaßen, daß Svendsen bei Eintritt des Frühjahrs in vollständiges Siechtum verfiel. Als Dr. Svendsen sich klar geworden war, daß an eine Rettung

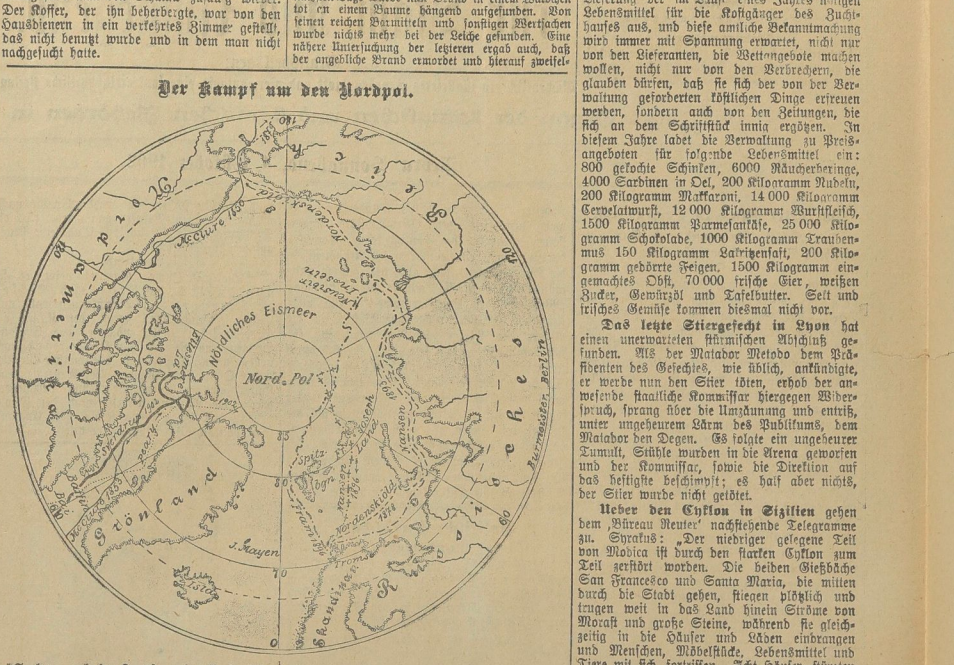
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219021004-12/fragment/page=0001

für ihn in keinem Falle mehr zu denken war, faßte er den Entschluß, seiner hilflosen Lage freiwillig ein Ziel zu setzen. Er schrieb einen kurzen Abschiedsgruß an seine daheim gebliebenen Angehörigen, desgleichen an den Kapitän und die Mannschaft des „Fram" und vergiftete sich. Tief ergriffen stand die gesamte Schiffsbesatzung an seinem Lager und am nächtfolgenden Morgen wurde er nach altem Seegebrauch unter stillem Gebet in die Tiefe gesenkt.

Die entstandene Lücke füllte, wie schon kurz erwähnt, Sverdrup selbst aus; er war nun der Arzt. Seine Kuren waren allerdings denen des weiland Dr. Eisenbart ziemlich ähnlich. So erzählt der Steuermann Hemelsen, der beim Ausgleiten auf dem Eise sich den Arm verrenkte, daß Sverdrup und ein zweiter Begleiter ihn alsbald in die Mitte nahmen und anfingen, seine Arme nach verschiedenen Richtungen auseinander zu ziehen. Als das nicht den gewünschten Erfolg hatte, wurde der Verunglückte auf den Rücken gelegt und der Arm gründlich geknetet, was aber ebenso wenig zum Ziele führte. Nachdem man den ganzen Nachmittag auf diese Weise mit vergeblichen Heilversuchen zugebracht hatte, wurde Sverdrup die Sache langweilig, und er ließ den Verletzten auf den Kajak legen, worauf er nach dem etwa anderthalb Tagereisen entfernten Reisequartier gebracht wurde. Hier gelang es den gemeinsamen Anstrengungen der handfestesten Matrosen endlich, das verrenkte Glied wieder in die erwünschte Lage zu bringen, worauf Sverdrup es sich nicht nehmen ließ, dem glücklich Geheilten noch eine letzte Einreibung zu verabfolgen, der denn die völlige Genesung auf dem Fuße folgte.

Eine ähnliche, wenn auch nicht ganz so langwierige Pferdekur wurde einem anderen Matrosen zu teil, der sich mehrere Tage mit einer schmerzhaften Fußgeschwulst herumplagte. Als dem Kranken die Geschichte zu toll wurde, ging, oder richtiger gesagt, kroch er zur Kapitänskajüte, wo sich Sverdrup seiner sofort voller Eifer annahm. Das Ergebnis der angestellten, übrigens ziemlich schmerzhaften Untersuchung bestand darin, daß der Kapitän sein schuhlanges Jagdmesser aus dem Gürtel zog und einen wuchtigen Kreuzschnitt durch die flammige Geschwulst führte. Daß der alte Seebär die Sache richtig angefaßt hatte, zeigte sich sofort dadurch, daß eine Menge fauligen Eiters aus der geöffneten Wunde abfloß. Nachdem die Schnittstelle noch gründlich mit heißem Seifenwasser ausgewaschen war, konnte der nun völlig Geheilte seine gewöhnlichen Arbeiten wieder aufnehmen.

Der Kampf um den Nordpol.


Nordpol
Nördliches Eismeer
Nord-Pol
Grönland
J. Mayen
Spitzbergen
Franz Josephland
Nansen
Jackson
Nordenskjöld
Peary
Sverdrup
Ellesmere-Land
Kronprinz Rudolf-Land
Kronprinz Wilhelm-Land
Prinz Karl-Vorland
Nansen
Nansen
Nansen

sie breitet sich so schnell aus, daß die Regierung bereits angefangen hat, energische Schritte gegen ihre weitere Ausbreitung zu ergreifen. Die Anhänger dieser Sekte nennen sich „Henochiten". Sie verbreiten unter den Bauern eine schreckliche Furcht vor dem nahenden Ende der Welt. Als Zeichen des schleunigen Unterganges der Welt führen sie Eisenbahnen, Telegraphen und Telephone u. s. w. an. Sie erklären, in jedem Grammophon sitzen mehrere Teufelchen und ein großer Teufel oben auf. Die Anzahl der Teufel auf Erden hat sich nach ihrer Meinung ungeheuer vermehrt, was man auch daran sehen könne, daß sie in der Form von Menschen umhergehen und Handschuhe tragen, um ihre Klauen zu bedecken. Sie lehren, das Ende der Welt sei so nahe, daß die Sterne schon vom Himmel zu fallen beginnen, wovon man sich überzeugen kann, wenn man eine Nacht im Freien bleibt.

Außerordentlich reiche Goldfelder, die an Ausgiebigkeit alle älteren Funde bei weitem übertreffen, sind in Alaska jetzt entdeckt worden.

Gerichtshalle.

Berlin. Die Konitzer Mordaffäre wird vor der 2. Strafkammer des Landgerichts noch einmal vollständig aufgerollt werden. Angeklagt sind der Redakteur Dr. Böttcher von der ‚Staatsbürgerzeitung' und deren Verleger Bruhn. Böttcher wird beschuldigt, durch 26 Artikel richterliche, staatsanwaltschaftliche Behörden und Beamte sowie Privatpersonen beleidigt zu haben, Bruhn durch 2 Artikel zwei Privatpersonen. Bekanntlich hatte die ‚Staatsbürgerzeitung' bei Besprechung der Konitzer Affäre stets die Behauptung vertreten, daß die Behörden bezw. die in Frage kommenden richterlichen und staatsanwaltlichen Beamten aus Gründen der Schonung der Juden vieles versäumt bezw. unterlassen haben, was sie hätten thun müssen, um volle Klarheit in das Dunkel zu bringen. Die Anklage erblickt in verschiedenen Ausführungen der inkriminierten Artikel den Vorwurf, daß die staatsanwaltlichen und Polizeibehörden mit Absicht vor einem Einschreiten gegen die Juden zurückschreckten, daß für sie das Judentum ein „Blümchen rühr' mich nicht an" sei, daß sie aus Furcht die gegen Juden vorliegenden Verdachtsmomente nicht oder nur unzulänglich verfolgten, daß die Beamten die Sache nicht aufklären lassen wollten, daß sie unberechtigte Rücksicht auf die Juden nähmen 2c. Es liegen Strafanträge vom Oberlandesgerichts-Präsidenten in Marienwerder, von dem Oberstaatsanwalt, vom Regierungs-Präsidenten, ferner vom Polizei-Präsidenten von Berlin für die beleidigten Beamten, und von verschiedenen Privatpersonen vor. Beide Angeklagten haben einen umfangreichen Wahrheitsbeweis angetreten und die am Dienstag begonnenen Prozeßverhandlungen dürften 14 Tage in Anspruch nehmen.

— Bei der am Mittwoch begonnenen Zeugenvernehmung in dem Beleidigungsprozesse gegen den Redakteur und den Verleger der ‚Staatsbürger-Ztg.' legten der Bürgermeister Deditius und die Kriminalkommissare Wehn und Braun nochmals ausführlich dar, daß in der Untersuchung wegen der Winterschen Mordsache absolut nichts versäumt und daß allen Spuren auf das Gewissenhafteste nachgegangen worden sei. Dem Drängen einiger Mitbürger nachgebend hat sich der Bürgermeister sogar durch eine Hellseherin „mit der Psyche des Ermordeten in Verbindung setzen lassen," wobei das „Medium" Gelegenheit gehabt habe, seine abenteuerliche Weisheit auszukramen.

Leipzig. Der Prozeß gegen den Handlungsreisenden Udo Becker wegen Landesverrats findet am 5. November vor dem vereinigten zweiten und dritten Strafsenat des Reichsgerichts statt.

Medizinische Wochenplauderei.

Ueber die Schlaflosigkeit der Kinder ist vor kurzem eine interessante Abhandlung erschienen, und zwar scheint die Schule hierauf einen bedeutenden Einfluß zu haben. Während vor der Schulzeit die Kinder noch keinen Prozentsatz zu dem Heere der Schlaflosen stellen, sind schon im zweiten Schuljahre vier Prozent der Kinder mit diesem Uebel belastet. Interessant ist ferner, daß dieser Prozentsatz sich bis zum neunten Lebensjahre um das Doppelte vermehrt und im Alter von 10 Jahren schon auf 14 Prozent der Schulkinder steigt. Diese Zahlen sind um so beängstigender, als Kinder unvergleichlich mehr die nächtliche Schlafzeit einzuhalten veranlaßt werden als Erwachsene. Es kann dies nur daraus erklärt werden, daß die Schule zu hohe Anforderungen an das Zentral-Nervensystem der Kinder stellt, oder daß das jugendliche Gehirn der Kinder noch nicht im stande ist, die vielen neuen Eindrücke zu bewältigen. Es tritt daher immer wieder die Frage an uns heran, ob es nicht besser ist, die Grenze des schulpflichtigen Alters um ein Jahr nach oben zu verschieben, oder die Kinder im ersten Schuljahre mit Lesen und Schreiben zu verschonen und den zarten Geschöpfen im ersten Schuljahre erst das Stillsitzen beizubringen und ihnen nur Anschauungsunterricht zu erteilen.

Ein merkwürdiger Sitz eines Zahnes wird aus Wien berichtet. Eine Arbeitersfrau hatte unter den entsetzlichsten Kopfschmerzen zu leiden, die nur durch wiederholte Morphiumeinspritzungen zu bekämpfen waren. Als im Verlaufe der Untersuchung die Nase besichtigt wurde, zeigte sich unter der rechten unteren Nasenmuschel ein grauweißer erbsengroßer Körper, der sich hart anfühlte. Beim Versuche ihn herauszuziehen, zerbröckelte er, und hinter ihm saß ein etwa 18 Millimeter langer Zahn. Es kann vorkommen, daß ein oberer Zahn seine Krone nicht nach unten gegen das Zahnfleisch, sondern nach oben gegen die Nase wendet, er durchbricht dann im Laufe des Wachstums den Nasenboden und gelangt in das Innere der Nase. Diese auf den Kopf gestellten Zähne können sowohl Schneidezähne als auch Eckzähne und Backenzähne sein. Nach Entfernung des Zahnes aus der Nase verschwanden die Kopfschmerzen bei der erwähnten Arbeiterfrau vollständig.

Interessant sind die Versuche, welche über die Widerstandskraft des Herzens der Warmblüter angestellt worden sind. Ein Kaninchenherz, das aus seinem Zusammenhange gelöst und in einem Eisschrank abgekühlt wurde, bis es vollkommen still stand, konnte wieder zum Pulsieren gebracht werden, wenn es mit einer warmen Flüssigkeit, die die mineralischen Bestandteile des Blutes enthielt, durchspült wurde. Die Kontraktionen des Herzens hörten bei einer Temperatur von 0 Grad schon nach 5 Minuten auf und erst nach 18 Stunden wurde das Herz der Durchströmungsflüssigkeit ausgesetzt. Die Zusammenziehungen begannen bereits nach einer halben Minute, wurden jedoch nach 3 Stunden schwächer und hörten nach 4½ Stunden gänzlich auf. Bei einem anderen Falle gelang die Wiederbelebung des Herzens noch nach 44 stündiger Aufbewahrung im Eisschranke, wobei die Kontraktionen 3 Stunden anhielten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Experimente für Wiederbelebungsversuche von großer Bedeutung werden können, zumal berichtet wird, daß das Herz einer in der Aethernarkose gestorbenen Katze nach einem 24 stündigen Aufenthalt im Eisschranke wieder zu schlagen begann.

Im ‚Archiv für Hygiene' sind Forschungen über das Wesen der Fleischvergiftung mitgeteilt worden. Während von der einen Seite besonders Bakterien, von der andern die Stoffwechselprodukte derselben als Ursache dieser gefährlichen und oftmals tödlichen Krankheit angenommen werden, hat sich neuerdings bei einigen Epidemien herausgestellt, daß sie genau unter dem Bilde des Typhus verlaufen und infolgedessen auch für Typhus zu halten seien. Da aber bis jetzt nicht nachgewiesen werden konnte, daß unsere Haustiere an Typhus erkranken, so nahm man auch an, daß durch ihr Fleisch diese Krankheit nicht übertragen werden kann. Nunmehr haben zwei deutsche Aerzte festgestellt, daß aus der Milz und der Leber einer auf dem Straßburger Schlachthofe geschlachteten Kuh echte Typhusbacillen gezüchtet werden konnten. Hierdurch ist bewiesen, daß unsere Haustiere, wenn sie auch nicht äußerlich nachweisbar an Typhus erkranken, doch die Typhusbacillen beherbergen können und somit sehr leicht zum Träger der Ansteckung auf die Menschen werden können.

Dr. Julius Wolff

Briefmarkenfälschungen.

Fälschungen von Briefmarken in recht erheblichem Umfange ist die Postverwaltung auf die Spur gekommen.

Eine Verfügung des Reichs-Postamts an sämtliche Ober-Postdirektionen weist diese an, die unterstellten Verkehrsanstalten von dem Vorfall unverweilt in Kenntnis zu setzen und sie zu veranlassen, der Prüfung der zur Frankierung verwendeten Briefmarken besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es handelt sich um die Nachbildung von Briefmarken zu 10 Pf. Vor wenigen Tagen ist an verschiedenen Orten Sachsens versucht worden, Nachbildungen solcher Marken in den Verkehr zu bringen. Die Falschstücke sind recht geschickt gefertigt und von einem unbefangenen Auge, zumal von einem Laien, kaum zu erkennen. Nach amtlicher Feststellung zeigen sie jedoch folgende Merkmale: 1) Die Farbe ist dunkler, etwas schmutzig-rot, mit einem ganz geringen Stich ins Violette. 2) Die Schattenlinien am Hals der Gemania sind nicht nach unten geschweift, sondern genau wagerecht. 3) Der linke untere Teil des Halses der Germania oberhalb des Brustharnisches — vom Beschauer aus — ist bei den echten Marken nahezu weiß, bei den gefälschten hat er dieselbe Schattierung wie das ganze Brustbild. 4) Der äußerste Rand des vom Nacken auf die Schultern herabfallenden Haares ist nicht wie bei echten Marken eine scharf abgegrenzte Wellenlinie, sondern läuft mehr in eine gerade Linie aus. 5) Die beiden Zahlen „10" sind größer und verschwommener.

Im Zusammenhange mit den erwähnten Fälschungen dürften die in nachstehendem Telegramm gemeldeten Thatsachen stehen:

In Hainichen wurde ein Buchdruckereibesitzer unter dem Verdachte jahrelanger Falschmünzerei verhaftet. Die Untersuchung ergab die Aushebung einer Falschmünzerbande, welche seit Jahren für mehrere Hunderttausend Mark Falsifikate von deutschen und österreichischen Briefmarken hergestellt und in Sachsen und Böhmen in den Handel gebracht hatte. Drei weitere Personen wurden verhaftet und umfangreiche Klischees und Vorräte in deutschen und österreichischen Briefmarken beschlagnahmt.

Für die Berliner Irrenpflege

werden zwei Neuerungen erörtert. Beide beziehen sich auf die familiäre Irrenpflege. Es gibt eine ganze Reihe von Geisteskranken, die der Pflege in einer geschlossenen Anstalt nicht bedürfen und besser als in einer Anstalt in einer Familie untergebracht werden. In der Familienpflege ist es möglich, dem Kranken eine viel größere Freiheit zu gewähren. Vielfach braucht man die Kranken so gut wie gar nicht zu beschränken. Sie können einem Gewerbe nachgehen. Freilich sind die Geisteskranken für die Familienpflege sorgfältig auszuwählen. Am längsten ist die familiäre Verpflegung der Geisteskranken im großen Maßstabe in Gheel in Uebung. Das ganze Dorf und dessen Umgebung ist in der Familienpflege der Irren thätig. Die Anfänge dieser Pflege in Gheel gehen so weit zurück, daß die Zeit nicht mehr festzustellen ist und sich die Mythe dieser Anfänge schon bemächtigt hat. Für Preußen brachte Wilhelm Griesinger die Frage in Fluß. Die Familienpflege bildete für ihn ein Stück der Reform der freieren Behandlung der Geisteskranken, die Griesinger mit Feuereifer betrieb. Einen kleinen praktischen Anfang in der Sache machte namens des Irrenfürsorgevereins in Berlin der Charitee-Prediger Rohde. Im größeren Maßstabe wurde die familiäre Irrenfürsorge von der Irrenanstalt Dalldorf aus durch Wilhelm Sander organisiert. Auch die zweite städtische Irrenanstalt Herzberge nutzte Familienpflege aus. Es wird dabei so vorgegangen, daß die ausgewählten Kranken in fremde Familien oder in die eigenen gegen Entgelt in Pflege gegeben werden. Die Beaufsichtigung geschieht durch Hilfsärzte der städtischen Irrenanstalten. Es hat sich gezeigt, daß in Berlin die familiäre Irrenpflege über eine gewisse Höhe nicht hinauskommt; ihre Entwickelung erscheint gehemmt. Dieser Zustand ist sehr bedauerlich, denn die Familienpflege hat sich in mehrfacher Hinsicht als vorteilhaft erwiesen. Anerkannt wird von allen Sachkundigen, daß die Familienpflege für bestimmte Arten von Geisteskranken die beste Form der Verpflegung ist. Viele Kranke halten sich viel besser in der Familienpflege als in der Anstaltspflege. Gerade die freiere Form der Familienpflege trägt häufig dazu bei, die Besserung zu fördern oder anzubahnen. Wirtschaftlich kommt in Betracht, daß sich die Familienpflege viel billiger stellt. Dr. Nawratzki, Arzt von der Dalldorfer Anstalt, hat untersucht, woran es liegt, daß die familiäre Irrenpflege in Berlin nicht fortschreitet. Wie er in der ‚Allgem. Zeitschr. f. Psych.' darlegt, bedarf die Organisation dieser Art der Krankenpflege in Berlin nach zwei Seiten der Aenderung. Zunächst steht sie jetzt zu einem Teile in zu enger Beziehung mit der Armenpflege. Geisteskranke, die in Familienpflege gegeben sind, unterliegen zum Teile der Fürsorge der Armendirektion; das erschwert ihre Unterbringung. Familien, die sonst gern Geisteskranke aufnehmen würden, unterlassen dies, weil es ihnen nicht genehm ist, auch nur als Vertreter ihres Pfleglings zu den Organen der Armenverwaltung in eine ständige Beziehung zu treten. Sodann hat es sich nach Dr. Nawratzki als unpraktisch erwiesen, Assistenten mit der Ueberwachung der Geisteskranken in Familienpflege zu betrauen, wodurch die ganze Einrichtung mehr zu einem Anhängsel gemacht wird. Im Gegensatze dazu verlangt Nawratzki, daß die familiäre Irrenpflege zu einer selbständigen Einrichtung gemacht werde, daß sie aus ihrer teilweisen Verbindung mit der Armenpflege gelöst werde und zu einer vollgültigen Abteilung für Krankenpflege mit einem leitenden Arzte an der Spitze erhoben werde. Viel weiter geht ein anderer Vorschlag, welcher nach der ‚Voss. Ztg.' den städtischen Behörden unterbreitet worden ist. Er zielt auf die Schaffung einer Irrenkolonie hin, wie sie schon mehrfach besteht. Es handelt sich dabei um die Errichtung von Ein- und Zweifamilienhäusern, die an geeignete Famlien mit der Verpflichtung vermietet werden sollen, daß die Mieter Geisteskranke in Pflege nehmen. Den Mittelpunkt dieser Kolonie soll eine Heilanstalt bilden, die für Kranke aus der Familienpflege bestimmt ist, wenn diese zeitweilig der Anstaltsbehandlung bedürfen. Die Irrenkolonie soll mit einer der großen geschlossenen Irrenheilanstalten örtlich und organisch in Verbindung stehen.

Gemeinnütziges.

Ein vorzügliches Mittel, um Haare zu entfernen, ist folgendes: Zu Pulver zerriebener Kalk wird mit Wasser zu einem dünnen Brei angemacht und in diesen so lange Schwefelwasserstoffgas geleitet, bis der Kalk vollständig gesättigt ist. 12 Gramm dieses Schwefelcalciumhydrats mischt man mit je 6 Gramm Stärkemehl und Stärkezucker nebst einigen Tropfen Zitronenöl zu einem dicken Brei und legt von diesem auf die behaarten Stellen.

Um Leberthran geschmacklos und zum Einnehmen angenehmer zu machen, vermische man einen Eßlöffel Thran mit dem Gelben eines Eies, setze einige Tropfen Pfeffermünzöl zu und bringe das Ganze in ein halbes Glas Zuckerwasser. Der unangenehme Geschmack des Thranes ist so vollständig verdeckt und derselbe ist in jedem Verhältnis mit Wasser mischbar, wodurch er auch wieder leichter vom Körper aufgenommen wird.

Buntes Allerlei.

Ein Barbar. „Stelle dir vor, Klara, heute früh sehe ich, wie mein Mann ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche nimmt und in ein Fach des Schreibtisches legt. Kaum war er ins Büreau gegangen, so öffne ich das Fach, nehme das Papier und lese: Mein lieber Schatz, ich wette dir einen neuen Pariser Sommerhut, daß deine Neugier dir nicht erlaubt, das Blatt ungelesen liegen zu lassen! — Was soll ich nun machen? Den Hut muß ich haben; aber wie kann ich ihn erlangen, ohne mich zu verraten? Er ist ein Barbar!" (Lust. Bl.)

Auch etwas. „Wer hat denn bei euch den Hausschlüssel, Fränzchen?" — „Die Mama!" — „Und den Kassenschlüssel?" — „Auch die Mama!" — „Hat denn dein Papa gar keinen Schlüssel?" — „O ja, seinen Uhrschlüssel!" (Fl. Bl.)

---

verstecken, wirst du nun eine alte Jungfer werden," sagte sie bedauernd mit der Aufrichtigkeit eines Kindes; „eines Tages wirst du weinen, denn daß die Männer viel zu oberflächlich sind, um solch einem geheimnisvollen Rätsel, wie es dein Charakter bietet, nachzusinnen, und daß die Herren der Schöpfung vielmehr durch Koketterie und blitzende Augen genommen sein wollen, dafür habe ich täglich Beweise, ich könnte sie dir an den Fingern herzählen."

Käthe, deren belustigtes Auflachen die kleine Schwätzerin unterbrochen hatte, war wieder ernst geworden. Sie stand vor dem Spiegel und ordnete sorgfältig den Spitzenkragen über dem rosa Grenadinekleide. Sie war eine eigenartige, edle Schönheit. Ihr kleiner, schöngeformter Kopf mit dem braunen, goldig schimmernden Haar wurde mit ruhigem Stolz getragen. Der leuchtend frische Teint, die in gesunder Röte glühenden Wangen, der feine weiche Mund, der meist so fest, ein wenig herb geschlossen war, im Verein mit der schlanken vollendeten Gestalt ergaben ein Gesamtbild, das allerdings an die stolze Rose erinnerte. Eine leise Wehmut in ihren Zügen gab dem holden Antlitz einen eigenen Reiz.

Sie hatte früh die Härten des Lebens kennen gelernt. Die Eltern waren dahingestorben und dieser herbe Verlust warf dunkle Schatten auf Käthes junges Leben. Zu Gram und Thränen freilich hatte sie nicht viel Zeit gefunden.

Es zeigte sich bald, daß sie einen energischen Charakter und Willenskraft genug besaß, um die Leitung der Häuslichkeit übernehmen zu können.

Tante Guste hatte ihr von Anfang an treu zur Seite gestanden. Zunächst wurden Zimmer vermietet, Namen in Wäsche gestickt, die beiden Brüder gaben Privatstunden, ein kleines Kapital, dessen Zinsen freilich kaum für die Miete ausreichten, war gleichfalls vorhanden. So war die Sorge den Geschwistern immer fern geblieben, und seitdem Heinrich als Ingenieur feste Anstellung erhalten hatte und Käthe ihre Handarbeitsschule eröffnete, führte man sogar ein gewisses Wohlleben und konnte sich manchen Genuß schaffen.

Heute abend fand ein Konzert im Schloßpark statt, zu dem die beiden jungen Mädchen sich schmückten.

Größere Gegensätze als Käthe und Anni konnte es kaum geben! Schien die erstere sich nur schwer zu einem Lachen entschließen zu können, so kostete es die siebzehnjährige Anni entschieden die größte Ueberwindung, bei irgend einer Sache dauernd ernst zu bleiben. Immer saß ihr der Schelm im Nacken. Niemand war vor ihren Neckereien sicher, und doch, wenn man in ihre leuchtenden braunen Augen sah, die Grübchen in den reizend gerundeten Wangen gewahrte, so konnte man ihr unmöglich zürnen.

Das wußte der Schelm aber auch und trieb deshalb die Mutwilligkeit oft bis zur äußersten Grenze.

Sie war um einen ganzen Kopf kleiner als Käthe, blond und zierlich, ihre dunklen Augen bildeten einen wunderbaren Gegensatz zu dem weichen, blonden Haargelock, ihre Bewegungen waren sehr lebhaft, aber reizend natürlich, ihre Koketterie anmutig, gewissermaßen naiv. Sie war ein liebes, oberflächliches Kind und hätte doch vielleicht einer strengeren Leitung bedurft, als Käthe sie ihr zu teil werden lassen konnte.

Annis Mutter aber, einst die Freundin von Käthes Mutter, hatte ihr ältestes Töchterchen mit besonderem Vertrauen unter Käthes Schutz gegeben. Der Wildfang sollte hier die Lücken seiner Bildung ausfüllen, sie nahm Unterricht in Litteratur, Sprachen und Musik, lernte auch fleißig das ihr Aufgetragene, konnte sich jedoch der Ansicht nicht verschließen, daß all die „Gelehrsamkeit" höchst überflüssig sei.

Stundenlang konnte sie über die Zusammenstellung einer Toilette nachdenken, und wenn sie von ihrem zukünftigen Heim träumte, so spielte ihr Gatte in demselben eine klägliche Nebenfigur. Die Ausstattung der Räume, Portieren, Teppiche, Säulen, und eine stilvolle Einrichtung beschäftigten ihre rege Phantasie, die sich oft sogar bis zum Besitz einer eigenen Equipage verstieg; doch an den Mann, der all' diese Herrlichkeiten mit ihr teilen sollte, ja, durch dessen Reichtum sie ihre Stellung erst zu erringen hoffte, dachte die kleine Egoistin mit keinem Gedanken.

Hier bei Winklers gefiel es ihr außerordentlich; wie ein Vogel flog sie durch die hohen, hellen Räume der zu ebener Erde gelegenen Wohnung, die aus fünf Zimmern bestand.

Vom Hausflur aus gelangte man zuerst in die sehr geräumige Wohnstube, an welche sich rechts ein großer Salon anschloß, und links das gleichfalls nach der Straße zu gelegene Schlafzimmer der Brüder. In einer der beiden Hinterstuben hatte Tante Guste ihr eigenes Reich und in der anderen die beiden jungen Mädchen. Auch die große Küche mit der anschließenden Mädchenstube war nach dem Hofe hinaus gelegen. Vor dem Salon zog sich ein breiter Balkon hin, von dem aus man in den mit rauschenden Bäumen und Blumen geschmückten, wohlgepflegten Vorgarten gelangte, der durch einen einfachen Staketenzaun von der Landstraße getrennt wurde. Aber auch die Verlängerung des Hofes bestand in einem Obst- und Gemüsegarten, auf dem Hofe selbst wucherte Gras und Kraut in Fülle, tummelten sich Hühner, flogen Tauben ab und zu. Ein idyllischer Erdenwinkel, in den erst die Straßenbahn Unruhe und eine moderne Veränderung gebracht hatte.

Die untere Etage des Hauses wurde von Winklers allein bewohnt. Im ersten Stock lebte eine ältere Dame, die verwitwete Frau Professor Siemann mit ihren beiden Kindern, der etwa 20 jährigen Lisa und dem gleichfalls erwachsenen Sohn, der bereits den Grad eines Doktors erreicht hatte und Vorlesungen an der Universität hielt.

Zwischen den Familien hatte sich ein reger freundschaftlicher Verkehr herausgebildet. Die Frau Professor hegte eine große Vorliebe für die Geschwister im Parterre, und Lisa, ein feingebildetes, zartes Geschöpf, war Käthe in einer an Schwärmerei grenzenden Verehrung zugethan.

Tr 2 (Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219021004-12/fragment/page=0003

Erntedankfest.

Erntedankfest — fremd mutet das Wort im modernen Getriebe viele an. Industrie und Handel gehen ihren Weg. Maschinen, Eisenbahnen und Dampfschiffe tun ihren Dienst ohne Rücksicht auf Säen und Ernten; Sonnenschein und Regen spielen da kaum eine Rolle mit. Weite Volkskreise haben nichts mehr mit dem Bebauen des Ackers zu tun. Und doch nähren wir uns alle von den Früchten der Erde. Wir alle haben Grund, Erntedankfest zu feiern. Gott zu danken für Nahrung und Kleidung, ist eine ernste und notwendige Mahnung in einer Zeit, wo auf der einen Seite der ererbte Reichtum, auf der anderen Seite die Arbeit der Fäuste vielen die einzige Sicherheit des Lebensunterhaltes zu geben scheinen. Der Dank an Gott dafür, daß wir Arbeit haben und arbeiten dürfen, verleiht der Arbeit ihren größten sittlichen Wert und adelt zugleich jede ehrliche Arbeit. Der Landmann freilich erkennt am leichtesten, wie alle seine Arbeit vergeblich ist, wenn Gott nicht das Gedeihen giebt. Aber jeder, der tiefer blickt, kann erkennen, wie alle Arbeit im Leben des Einzelnen, wie alle gemeinsame Arbeit im Leben eines Volkes nur dann einen Segen in sich trägt, wenn das Wort „Bete und arbeite" für den Einzelnen zur Wahrheit geworden ist, und wenn bei aller menschlichen Kunst und Berechnung Gott und sein sittliches Walten als das wichtigste Glied mit in die Rechnung einbezogen sind. Solchen Dienst will uns das Erntedankfest leisten: Zu danken dem Schöpfer der Gaben und alle Arbeit anzusehen als ein Gnadengeschenk Gottes, das freilich nur im Aufblick zu ihm recht verwertet werden kann.

Vermischtes.

Der erste Schnee. Es scheint, daß wir nunmehr die Hoffnungen auf einen warmen und sonnigen Herbst, der uns für die Unbilden des diesjährigen feuchten und kühlen Sommers etwas entschädigen sollte, endgiltig aufgeben müssen. Zwar brachte uns der verflossene Monat noch eine Reihe heiterer und sonniger Tage, doch verhinderten kalte Winde eine normale Erwärmung, so daß trotz des andauernden Sonnenscheins empfindlich kühles Wetter herrschte. Im Laufe der vergangenen Nacht erschienen nunmehr die ersten Schneeflocken, wie auch aus anderen Orten über Schneefall berichtet wird. Gewöhnlich haben wir den ersten Schnee Mitte November zu erwarten, er kommt folglich viel zu früh. So lange die Luftdruckverteilung die Fortdauer östlicher und nordöstlicher Winde bedingt, ist auf eine wesentliche Erwärmung nicht zu rechnen. Diese dürfte erst eintreten, wenn uns warme Luft vom Atlantischen Ozean durch südwestliche Strömung zugeführt wird.

Nebra, 1. Oktober. Bei dem vor dem Amtsgericht hier erfolgten zwangsweisen Verkauf des Kaufmann Wobig'schen Geschäftsgrundstücks hierselbst blieb die Firma Werther & Co. in Halle a. S. Bestbietende und wurde derselben für ihr Gebot von 10200 Mk. der Zuschlag erteilt.

Zur Regelung des Lehrlingswesens im Handwerksbetriebe. Der Minister für Handel und Gewerbe hat folgenden, von der Handwerkskammer in Halle beschlossenen Zusatz zu § 8 der Vorschriften zur Regelung des Lehrlingswesens genehmigt: „Für die in der Rolle der Handwerkskammer zu bewirkenden Eintragungen ist bei Einsendung des Lehrvertrags eine Einschreibegebühr von 3 Mark an die Kasse der Handwerkskammer zu entrichten."

Falb sagt für den Monat Oktober reichlich Kälte voraus. Seine Prophezeiung lautet: Nach dem kritischen Termin des 1. Oktober, der einigen Regen bringen dürfte, wird es trocken. Die Temperatur, die anfangs über der normalen steht, sinkt dann, namentlich in Norddeutschland. Vom 12. bis 22. Oktober giebt es ausgebreitete und zum Teil recht beträchtliche Niederschläge, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Oesterreich und Frankreich. Um den kritischen Termin des 17. (I. Ordnung), der durch eine Mondfinsternis verschärft ist, dürften, namentlich in Oesterreich, auch zahlreiche Gewitter eintreten. Die Temperatur ist anfangs normal, geht dann aber bedeutend zurück und hält sich in Norddeutschland auf diesem tiefen Stande, während sie sich in Süddeutschland darauf der normalen nähert. Vom 23. bis 31. Oktober nehmen die Niederschläge rasch ab. Die Temperatur steigt allenthalben bedeutend über die normale. Der 31. ist ein kritischer Termin II. Ordnung, verschärft durch eine Sonnenfinsternis. Zu dieser Zeit tritt wieder Regen ein, bedeutend jedoch nur an den westlichen Küsten.

Ueber die Steuerfreiheit der militärischen Uebungsmannschaften wird berichtet: Aus Anlaß der Einziehung von zahlreichen Mannschaften zu den diesjährigen Manövern sei daran erinnert, daß alle mit weniger als 3000 Mk. veranlagten Unteroffiziere und Mannschaften der Landwehr und der Reserve für die Uebungsmonate von der Zahlung von Staats- und Gemeinde-Einkommensteuer befreit sind. Fällt auch nur ein Tag des Monats in die Uebungszeit, so ist doch der ganze Monat steuerfrei. Anträge auf Gewährung dieser Steuerfreiheiten sind nach Beendigung der Uebung unter Beifügung des Militärpasses an den Magistrat usw. zu richten bezw. mündlich vorzubringen.

Bibra. Der hiesige altrenommierte Gasthof „Zum deutschen Kaiser" ist in den Besitz des Herrn Lehrer Wiegand in Naumburg übergegangen und wird am 1. Oktober pachtweise von Herrn Oertel aus Großheringen übernommen.

Die Durchschnittspreise der Zentralstelle für Obstverwertung in Frankfurt a. M. vom 22. bis 27. September: Pfirsiche 30, Zwetschen 10 bis 12, Birnen je nach Sorte 9—16, Aepfel, je nach Sorte, 7—15, Mostäpfel 4,35 Mark per Zentner.

Warum soll jede Hausfrau Kathreiner's Malzkaffee kaufen?

Weil es nicht möglich ist, mit anderen von den vielen angebotenen Kaffee-Zusätzen einen wirklich gut schmeckenden und dabei wohlbekömmlichen Kaffee zu bereiten. Allein Kathreiner's Malzkaffee erfüllt diese Aufgabe vollkommen! Für die Erwachsenen als Zusatz genommen und den Kindern „rein" gegeben, leistet er in beiden Fällen jeder Hausfrau unschätzbare Dienste.

Civilstands-Register der Stadt Nebra

pro Monat September 1902.

Geburten:

Am 1. September dem Ziegeleiarbeiter Karl Friedrich Schneider hier e. T.; dem Stellmacher Eduard Richard Kalbitz hier e. S; am 5. dem Dachdecker Karl Gustav Robert Bauer hier e. T.; am 6. dem Steinhauer Franz Otto Schlaf hier e. S.; am 12. dem Steinhauer Friedrich Karl Franke hier e. T.; am 15. dem Steinhauer Friedrich Karl Richard Schwarznau hier e. T.; am 16. der unverehelichten Arbeiterin Anna Martha Röse hier e. T.; am 19. dem Schiffbauer Karl Gustav Adolph Röllig hier e. S.; am 23. dem Steinhauer Friedrich Bernhard Cyliax hier e. S.; am 26. dem Schneidermeister Georg Friedrich Grob hier e. S.; der unverehel. Schneiderin Anna Hulda Ebert hier e. S.; am 27. dem Steinhauer Friedrich Wilhelm Karl Tröbs hier e. T.

Eheschließungen:

Am 17. September der landgräfliche Revisor und Buchhalter Johann Christoph Heinrich Krüger in Herlesshausen und die ledige Anna Martha Heinrich hier.

Sterbefälle:

Am 7. September Kurt Erich Bornschein, Sohn der ledigen Hulda Helene Hedwig Bornschein in Wetzendorf, 1 Monat alt; am 9. August Paul Dahlmann, Sohn des landwirtschaftlichen Arbeiters Heinrich August Dahlmann in Großwangen, 2 Monate alt; am 12. Hanna Henriette Mordan, geb. Diener hier, 68 Jahre alt; am 23. Emilie Wilhelmine Schöner, geb. Kalbitz hier, 72 Jahre alt; am 25. Hermann Otto Schwarzenau hier, Sohn des Arbeiters Hermann Otto Schwarzenau, 3 Jahre alt; am 27. Bertha Märtens geb. Barth hier, 58 Jahre alt.

Kirchliche Nachrichten.

19. Sonntag nach Trinitatis.
Feier des Erntedankfestes.

Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Es predigt um 2 Uhr:
Herr Diakonus Beifert.
Kollekte für die dringendsten Notstände der ev. Landeskirche.
Amtswoche: Herr Diakonus Beifert.

Getauft: Am 28. September Otto Robert Schwiecker; am 2. Oktober Meta Martha Klitzschmüller, Anna Marie Schneller.

Beerdigt: Am 26. September Frau Emilie Wilhelmine Schöner, geb. Kalbitz, 42 Jahre 3 Monate 3 Tage alt; am 28. September Hermann Otto Schwarzenau, 3 Jahre 3 Monate 12 Tage alt; am 29. September Frau Bertha Märtens, geb. Barth, 58 Jahre alt.

Sonntag, Abends 1/2 8 Uhr Jungfrauenverein.

Neubestellungen auf den „Nebraer Anzeiger" für das IV. Quartal 1902 nehmen die kaiserlichen Postanstalten, unser Bote, sowie die Expedition entgegen, und beträgt der Abonnementspreis bei Abholung von der Expedition 1,05 Mk., durch unsern Boten mit Bringerlohn 1,20 Mk. gegen Vorausbezahlung und Aushändigung der Quittung, durch die Post bezogen 1,20 Mk., durch die Briefträger ins Haus 1,45 Mk. incl. Bestellgeld.

Bekanntmachungen.

Geschäfts-Eröffnung.

Dem geehrten Publikum von Nebra und Umgegend zur Nachricht, dass ich mit dem heutigen Tage das

Richard Bertholdt'sche Geschäft

übernommen habe. Es wird mein eifrigstes Bestreben sein, die mich beehrenden Kunden reell zu bedienen. Ich bitte deshalb, mich in meinem neuen Unternehmen gütigst zu unterstützen.

Hochachtungsvoll

Nebra. **Walther Gutsmuths.**

Paul Hanf, Rossleben.

Vollständig schmerzl. **Zahnoperationen** ohne jegliche Nachwirkung und ganz gefahrlos. **Künstliche Zähne** in bester Ausführung unter Garantie. Jeden Tag zu sprechen ausser Donnerstag.

Ein gut erhalt. Fahrrad

billig zu verkaufen bei **O. Fritsche,** Burgstraße.

Ansichts-Postkarten

sind zu haben in der **Buchdruckerei Nebra.**

1/1 und 1/2 Flaschen in Nebra a. U. bei Herrn **R. Barthel.**

— Aerztlich empfohlen. —

Geld, Zeit und Arbeit spart, wer die altbewährte **MAGGI-Würze** verwendet. Wenige Tropfen genügen, um schwache Suppen, Saucen, Gemüse etc. zu verbessern. Bestens empfohlen von **W. Kabisch.**

Sieber's echt russ. Knöterich-Brusttheee ist ein unübertroffenes Hausmittel gegen Luftröhren-Katarrh, Asthma, Husten, Heiserkeit, Bronchitis, Lungenleiden etc. Schnell und sicher wirkend! Man achte auf den Namen „Sieber" beim Einkaufe. Kaufen Sie keine wertlosen Nachahmungen und niemals lose Packete zu 50 Pfennige und 1 Mark.

Gustav A. Sieber, (G. m. b. H.) Dresden 12.

Erhältlich bei: **Waldemar Kabisch, Nebra.**

Leute

zum Rübenausmachen im Accord sucht **Friedrich Bretnütz.**

1 Leuteaufseher

wird sofort gesucht

Klostergut Memleben.

Bei unserem Wegzuge von Nebra nach **Planen i. V.,** sagen wir hierdurch unserer werthen Kundschaft, sowie Freunden und Bekannten ein

herzliches Lebewohl!

Richard Bertholdt und Frau.

2 Stuben mit Zubehör

sind zu vermiethen **Burgstraße Nr. 45.**

Packetadressen

zum Aufkleben, gummirt, sind zu haben in der Buchdruckerei des „Nebraer Anzeiger."

Köstritzer Schwarzbier.

Dieses altberühmte Bier, welches infolge seines großen **Malz-** und **Würze-Extractes** und geringen Alkoholes besonders **Kindern, Blutarmen, Wöchnerinnen, nährenden Müttern** und **Reconvalescenten** jeder Art von hohen medicinischen Autoritäten empfohlen wird, ist zu haben in **Wennungen** bei **Moritz Elsner.**

Schützenhaus.

Zum Erntedankfest
Sonntag, den 5. Oct., von Nachm. 3 Uhr an

Tanzvergnügen,

wozu freundlichst einladen

Wächter. **Schlaf.**

Pretitz.

Zum Erntedankfest
Sonntag, den 5. Oct., von Nachm. 3 Uhr an

Tanzvergnügen,

wozu freundlichst einladet **Pannier.**

Verantw. Redaction und Druck der drei ersten Seiten von Hermann Arendt's Verlag in Berlin. Verantw. Redaction und Druck der vierten Seite und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra

Hierzu Sonntagsblatt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219021004-12/fragment/page=0004

Abschied der Stare.

Mich grüßt nicht bloß der Sonnenschein,
Wenn ich jetzt früh erwach',
Nein, auch die munt'ren Vögelein,
Sie pfeifen laut vom Dach.

In Reihen sitzt die Sängerschar —
Blickt dankbar her zu mir,
Gab ich doch manchem Starenpaar
Im Kästchen Freiquartier.

Hier fliegen sie bald ein, bald aus,
Dann flöten sie: „Ade . . . . ! —
„Wir kehren wieder, liebes Haus,
Wenn hinschmilzt Eis und Schnee."

R. Berlin.

Das Haus Bettini.

Erzählung von Hans Wachenhusen.

I.

Wunderbar blaute der Himmel mit seinem Junisonnenlicht über der schönen Venetia. Aber sie trauerte, die sonst so frohe Lagunenstadt. Öde, verlassen lag sie da in banger Spannung, kein Fremder bewegte sich in ihren Gassen, auf ihren Kanälen, regungslos lagen die Gondeln am Quai und mit Sehnsucht blickte der geflügelte Löwe von San Marco über den Molo hinaus, dorthin, wo einst der Doge sich mit dem Meere vermählt hat, Erlösung hoffend aus dem Bann, in den sie der eben begonnene Krieg geschlagen.

Zu seinen Füßen wehte noch die österreichische Flagge, draußen aber flatterten bereits die Farben Frankreichs an den Masten, den Zugang zum Golf verschließend. Die Beschießung der Stadt von Seiten des französischen Blokadegeschwaders stand zu erwarten und was nicht mit unzerreißbaren Ketten an die Stadt gefesselt war, hatte das Weite gesucht.

Man schrieb das Jahr 1859. Sardinien war schon im vorigen Jahre, nachdem es im Krim-Kriege die Westmächte sich verpflichtet hatte, mit seiner Absicht, die österreichische Herrschaft zu brechen, offen herausgetreten. Graf Cavour, der erste bedeutende Staatsmann, den Italien seit lange hatte, war mit Napoleon III. in Plombieres zusammengetroffen und hatte ihm den Plan einer Umgestaltung Italiens vorgelegt, nach welchem Oberitalien an Piemont fallen sollte.

Dieser war darauf eingegangen, zugleich auf eine Konföderation unter strenger Wahrung der Rechte des heiligen Vaters; er hatte Sardinien seinen Schutz gegen einen Angriff Österreichs zugesagt, unter der Bedingung, daß wenn Sardinien in den Besitz des lombardo-venetianischen Königreiches, Parmas und Modenas gelange, Savoyen mit Nizza an ihn abzutreten sei. Eine Heirat seines Vetters, des „roten Prinzen", mit der Tochter Viktor Emanuels bekräftigte diesen Bund und Cavours nächste Aufgabe also war's gewesen, Österreich zum Losschlagen zu reizen.

Sarah Bernhardt. (Text S. 316)

Das war ihm gelungen. Angesichts der kriegerischen Vorbereitungen seiner Gegner verlangte Österreich die Abrüstung binnen drei Tagen in einem Ultimatum. Die Antwort war eine ablehnende und so geschah denn der Einmarsch der österreichischen Truppen in die Lomellina am 29. April.

Viktor Emanuel verfügte über eine Armee von 80 000 Mann, zu diesen stießen noch die Freiwilligen Garibaldis. Über Genua, den Mont Cenis und Mont Genèvres rückten die verbündeten Franzosen vor, und Graf Giulay, der Höchstkommandierende der zweiten österreichischen Armee, begann den Feldzug mit dem verhängnisvollen Fehler, die Vereinigung seiner Gegner vor Alessandria abzuwarten, anstatt die vom Marsche ermüdeten Franzosen und die Sardinier einzeln anzugreifen. . . .

Es war Sonntag morgen in Venedig — ein Morgen der bangsten Spannung, denn alles lauschte auf die Nachrichten vom Kriegsschauplatze aus Lomellina, und diese überstürzten sich, Wahres und Unwahres, aber das öffentliche Leben war tot.

Die Sonne brannte auf die Piazza und die Piazetta und durchglühte schon früh die Marmorfliesen. In ängstlicher Stimmung schaute man wohl aus den Fenstern hinab, gewärtig, daß irgend eine Neuigkeit die Menge auf dem Platze zusammenrufen werde; aber erst als die Glocken von San Marco die Andächtigen zur Frühmesse riefen, belebte sich die Piazza. Die Herzen voll von Gebeten um die Befreiung von der österreichischen Herrschaft, begannen die Mütter und Kinder durch die fünf Pforten unter den Bronzepferden, die Marino Zeno dem besiegten Byzanz entführt, in die Kirche zu eilen, während die Gondolieri am Quai in ihren Barken faullenzten.

Die Sonne ging höher; die schöne Welt wagte sich endlich aus den Häusern und mit noch von Andacht glühenden Augen bewegten sich die Signoras und Signorinas in den schattigen Arkaden. Mit einem ganzen Vulkan in der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219021004-12/fragment/page=0005

Brust und mit einem Blick voll Verachtung vorüberwandelnd an den vor den Kaffeehäusern sitzenden österreichischen Offizieren, die da ihre Granita schlürften, vielleicht nur scheinbar gleichgültig gegen den sie umgebenden Haß, denn das Gerücht von einer levée en masse ging heute umher, das Volk sollte in der ganzen Lombardei aufstehen hinter dem Rücken der bereits operierenden österreichischen Armee-Korps.

Auch die Blumenmädchen schwärmten bereits die Arkaden auf und ab, flügellahme Schmetterlinge, denen der Schmelz längst verloren gegangen. Nur sie kannten keine Partei; vorurteilsfrei hefteten sie den mit souveräner, spottender Miene an den Österreichern vorüberstreifenden venezianischen Stutzern und den Offizieren ihre Rosenknospen in das Knopfloch oder boten ihre mazetti, ihre Blumensträußchen.

Die Piazza belebte sich immer mehr mit sonntäglich geputztem Publikum. Jeder kam, um Neues zu hören oder die in der Luft schwirrenden Gerüchte auf den Markt zu tragen. Die historischen Tauben des Markusplatzes pickten die Brosamen unter den Tischen auf und bereits begannen auch die Bänkelsänger sich einzustellen, die schon den Mut hatten, Vittorio Emanuele und Garibaldi in ihren Liedern zu feiern, denen einige auf dem Platze stehende Gendarmen geduldig zuhörten, um nicht zu Volksdemonstrationen Anlaß zu geben, deren Ausbruch man auch hier fürchtete, da dieselben in Mailand schon zur Tagesordnung gehörten.

Sporenklirrend schritt ein junger Husaren-Offizier, eine hübsche, ritterliche Gestalt mit hellbraunem, aufgewirbeltem Schnurrbart und hellen, lebhaften Augen, die Arkaden entlang, galant den Damen ausweichend, die das kecke, gebräunte Gesicht keiner Aufmerksamkeit würdigten, weil er eben ein Landesfeind, während er selbst über die Tische hinspähte und endlich an einen derselben trat, um an demselben sitzende Kameraden zu begrüßen. Er schien eben erst eingetroffen, reichte den letzteren die Hand und warf sich erschöpft auf einen der Stühle.

„Du kommst woher?“ rief ein junger Dragoner, ihm die Hand schüttelnd. „Bringst Neues? Man kann in Australien besser von dem, was vorgeht, unterrichtet sein als wir!“

Max Raven lüftete die Feldmütze und fuhr sich über das kurze feuchte Haar. Er bestellte mit gebietendem Blick und einem „ma presto“ bei dem die Offiziere demonstrativ vernachlässigenden Kellner eine Erfrischung und schickte dann seiner Antwort einen unzufriedenen Blick voran.

„Der Himmel weiß, was der Höchstkommandierende im Plane hat!“ rief er in reinem norddeutschem Dialekt, denn er war auf den Wunsch eines nahen reichen Verwandten in Olmütz und seiner Mutter, schon im siebzehnten Jahre die preußische Landesgehörigkeit aufgebend, in die österreichische Armee getreten, unbekümmert um die politische Abneigung, die damals namentlich zwischen Preußen und Österreich noch herrschte, zumal er selbst noch zu jung, um diese Abneigung zu teilen. „Ich brachte soeben Depeschen von Mailand, wo man auf einem Vulkan sitzt. Anfangs hatte man — und wir sind ja noch im Anfange — die Absicht im Hauptquartier, als man den Ticino zu überschreiten begann, über den Po zu gehen, einen genügenden Truppenteil vor die Festung Alessandria zu legen und auf Novi vorgehend die Eisenbahn-Verbindung zwischen Genua und Turin abzuschneiden. Indes entschied oder schien man sich für einen anderen Plan zu entscheiden, nämlich über Navara an die Dora Baltea zu marschieren und dem französischen Korps in Susa, das sehr kriegsunfähig am diesseitigen Fuß der Alpen angelangt, den Weg nach Turin abzuschneiden, also die zu Wasser und zu Lande kommenden französischen Truppen von einander zu trennen, Radetzkys Losung: „Auf nach Turin!“ zu befolgen und Turin zu nehmen, was ein schöner Anfang gewesen wäre. Drei Tage brauchte man, den Ticino zu überschreiten. Giulay schickte in der That seine Spitzen über Novara gegen Ivrea, wir waren überzeugt, es gehe auf Turin, denn die Truppen marschierten Tag und Nacht durch verödete Gegenden und abgegrabene oder unter Wasser gesetzte Wege. Plötzlich aber wurden sie wieder zurückbeordert. Giulay nahm eine weit ausgedehnte Stellung, die kein Mensch begreifen konnte; was er etwa beabsichtigt, ward vereitelt, denn er war durch das Anschwellen der Flüsse, Überschwemmungen der Reisfelder und Wegschwemmung der Brücken von dem Korps Benedeks abgeschnitten. Da änderte er seine Front. Noch einmal machte er Miene, auf Turin zu marschieren, doch dann zog er sich hinter die Sesia und beschränkte sich darauf, von Mortara aus den Feind zu beobachten. Alle Vorteile für ihn waren verloren, obgleich auch die Franco-Sarden entschieden noch keinen klaren Operationsplan hatten, weil sie den Angriff erwarteten, und hätte er sich wenigstens beim Zurückgehen am Brückenkopf von Cahola den Rücken gedeckt, er hätte sich noch Turins bemächtigen können. Er aber stellte, den Demonstrationen der Gegner glaubend, seinen rechten Flügel bloß, ließ die Sepiobrücke zerstören, schickte Verstärkung zum linken Flügel und verlegte sein Hauptquartier nach Garlasco. Dort war er noch gestern.“

Max Raven schwieg im höchsten Unmut und leerte ein Glas Barbarawein. Die Kameraden hatten ihm mit unzufriedenen Mienen zugehört; der Eine und der Andere hatten halblaut ihrer Stimmung Laut gegeben und durch zurückweisende Blicke die Italianissimi fortgescheucht, die scheinbar absichtslos sich in die Nähe des Tisches gewagt, um etwas zu erlauschen.

„Ist's denn wahr, daß wir am Po schon eine Schlappe bekommen?“ fragte einer der Kameraden. „Die Zunge der Italiener ist ein schneller Telegraph; es sollen heut in aller Frühe Nachrichten gekommen sein, die ihnen den Kamm schwellen gemacht.“

„Leider ist's wahrscheinlich, denn man sprach in der Nacht, als ich von Mailand abreiste, aber sehr vorsichtig, davon. Vielleicht auch hab' ich selbst die amtliche Nachricht in meinen Depeschen hierher gebracht.“

Der eine der Kameraden schlug auf den Tisch, schwieg aber, sich mäßigend, obgleich damals, und wohl mit Recht, in keiner Armee so viel geschimpft wurde, wie in der österreichischen.

„Auf jedem Gesicht liest man heute morgen, was man uns verschweigt!“ rief ein Offizier. „Nur wir erfahren nichts, am wenigsten was Gutes!“

„Das ist's leider nicht!“ rief die Stimme eines zu ihnen tretenden Offiziers, „das Platz-Kommando, Graf Giulay hat endlich eine Rekognoszierung mit 20000 Mann gegen Montebello gemacht und ist mit großem Verlust zurückgekehrt. Ein guter Anfang; ich will hoffen: vom Ende!“

Schweigen herrschte um den kleinen Tisch. Es war das der Beschämung, denn die Offiziere sahen, wie auf dem Platz die Venezianer in Gruppen die Köpfe zusammensteckten oder hämisch triumphierend zu ihnen hinüberschauten.

Die Unglücksbotschaft hatte die jungen Männer so tief verstimmt, daß einer nach dem andern sich schweigend erhob. Max Raven allein blieb am Tisch, ein Gegenstand der Blicke aller Vorübergehenden. Er selbst hatte die Hiobsnachricht nicht verbreiten wollen, die, da die Telegraphendrähte vielfach zerschnitten worden, er in seinen Depeschen vermutete.

„Die Aussichten sind trostlos!“ murmelte er, vor sich hinstarrend. „Der Feind hat den Sieg seit langem vorbereitet, auch durch die strategischen Bahnen, die er angelegt, auf denen er seine Massen hin und her bewegen kann, während von unserer Seite nichts geschah! Die Offiziere sind schon jetzt mutlos, die Mannschaften verlieren das Vertrauen, nur der Mann, dem das höchste Kommando übergeben worden, behält sein gewohntes Lächeln bei ... Und ich ... Mein Kopf ist wüst und schlimmer sieht's noch in meinem Herzen aus! Karola soll mit der Mutter hier sein, fortgesandt von ihrem Vater, aus Besorgnis vor

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219021004-12/fragment/page=0006

Volkserzessen. Meine Ordre ist, heut' Abend zurückzukehren; wie sie finden, und allein!"

Er sprang auf, lehnte sich an eine Säule und starrte in die bunt geputzte, unruhige Menge mit ihren schadenfrohen Gesichtern. Mailand in hellem Aufstand! so hörte er vor sich erzählen, während auf der anderen Seite des Platzes ein vorüberziehendes Picket österreichischer Soldaten mit Pfeifen und Heulen begleitet wurde.

Da gewahrte er in seiner Nähe einen jungen Menschen in der Tracht der Faschini. Er trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. Der erkannte ihn in freudiger Überraschung, die er jedoch furchtsam bemeisterte. Er führte ihn bei Seite.

„Karlo," rief er, „ich bedarf deiner! Ich zahle gut, Du weißt es aus der Zeit, da du noch im Bataillon mein Bursche warst. Du kennst die Person, die ich suche; komm, ich sage dir!"

Er zog ihn von der Piazza fort in eine ruhige, enge Gasse und mit Bereitwilligkeit horchte der vor kurzem erst aus dem österreichischen Dienste entlassene Venezianer den Worten seines früheren Leutnants:

„Du kennst Bettini und seine Familie in Mailand; du erinnerst dich ihrer?"

Karlo nickte zustimmend mit schlauem Gesichte.

„Es ist etwas vorgefallen, das die Frauen bewog, Mailand eiligst zu verlassen und hierher zu Bettinis Schwester zu reisen. Du sahst sie einmal in Mailand. Kannst du ihre Wohnung hier erfahren?"

Karlo sann nach.

„Doch! Ich kenne sie! . . . Ich selbst habe sie von der Bahn geführt."

„Du wirst sie aufsuchen, den Damen sagen, ich hätte ihnen Wichtiges mitzuteilen, da ich sie in Mailand nicht mehr habe sehen können. Aber heute noch, denn am Abend schon muß ich zurück." — „Benissimo!"

„Du findest mich in der Luna. Ich erwarte dich dort!"

Karlo eilte, seinen Auftrag auszurichten und der Leutnant schlug zerstreut, gleichgültig gegen die Bewegung in den Straßen, den Weg zur Luna ein.

„Unbegreiflich!" murmelte er, das am Sonntag morgen so stille Hotel betretend. „Wie nur ein so kluger Geschäftsmann sich und seine hochachtbare Familie so kompromittieren konnte! Auch ich komme mit meinem Dienst, meiner Pflicht in Konflikt, aber kann ich denn anders?"

Eine Ordonanz erwartete ihn im Flur des Hotels, die ihm eine Meldung des Platzhabenden überbrachte.

II.

Zu den angesehensten Geschäftsmännern Mailands gehörte damals Guido Bettini, dessen Familie schon seit Jahrhunderten in der Lombardei angesehen und hochgeachtet war. Sein Haus war eines der glänzendsten; es war ein alter Palastbau in florentinischem Stil. Die ganze altertümliche Einrichtung in einzelnen, weniger bewohnten, aus altem Herkommen erhaltenen großen Räumen im Erdgeschoß verriet, daß sie Bettinis Vorfahren gehört hatten; die große Flucht der oberen Etage hingegen war dem modernsten Luxus gewidmet, sogar die Familienbilder in ihren breiten barocken Rahmen waren unten ausgehängt und hatten der modernen Kunst weichen müssen, denn der Chef des Hauses liebte es, großen gesellschaftlichen Aufwand zu machen.

Er, von altem Patriziergeschlecht, pflegte die Künste und zeigte seine Wohlhabenheit, wenngleich er persönlich bedürfnislos, den Tag in seinem Bureau im hinteren Anbau zubrachte oder seinen Börsengeschäften nachging, denn er trieb ausgebreiteten Handel in Produkten und warf oder steigerte die Kurse durch seinen überwiegenden Einfluß.

Er war ein Mann von fünfzig und einigen Jahren, eine große muskulöse Gestalt mit scharf geschnittenen Zügen, die zum Teil ein ergrauender Bart bedeckte, scharfem, beherrschenden Blick seiner tiefliegenden Augen, einer edel geschnittenen Nase, peinlich gepflegten weißen Händen, und in seinem Auftreten von der Eleganz älterer Herren von bester gesellschaftlicher Schule.

Von Geschäften war in seinem Hause selbst wenig zu bemerken, er hatte sein Komptoir, seine Magazine vor der Stadt, die letzteren in allen Provinzen unter der Aufsicht seiner Disponenten und Agenten. Fremde Leute liebte er nicht in seinem eigenen Bureau; er arbeitete in demselben nur mit einem alten vertrauten Prokuristen, dem alle seine Geschäftsgeheimnisse bekannt waren, und diesem war ein junger Bucklicher beigegeben, der die untergeordneten Schreibdienste versah, ein Provençale von Geburt, aber von venezianischen Eltern.

Man nannte ihn Ludo im Hause, anstatt Ludovico, behandelte ihn mit Wohlwollen um seiner Verkrüppelung willen, und er dankte das gerne mit einem feinen Lächeln seines hübschen, kränklich gefärbten Gesichtes. Er durfte überall sein, wo er nicht beschäftigt war, sogar in Küche und Speisekammer, auch abends bei der Dienerschaft, der er Schnurren erzählte, denn er wohnte in einer der großen Mansarden des Hauses und sah und wußte alles, was in demselben geschah.

Guido Bettini war als stolz und eingebildet auf seinen Reichtum bekannt, indes gab ihn nur seine imposante Gestalt, sein persönliches Erscheinen, die Bestimmtheit seines Willens und seine Unbeugsamkeit in demselben diesen Ruf. Er persönlich hatte wenig Bedürfnisse, und lebte, wenn er seine Geschäfte beendet, am liebsten seiner Familie. Er speiste mit dieser um sechs Uhr, oft auch mit einigen Hausfreunden und eingeladenen Intimen, die seine Tafel würdigten, gewöhnlich aber doch nur mit Frau und Tochter, für welch' letztere er eine besondere Zärtlichkeit hegte. Er saß, nach dem Diner die Augen schließend und lauschend, wenn Karola beim Thee am Flügel ihm seine Verdischen Lieblingsnummern spielte und dieselben mit heller Stimme begleitete, während die Mutter die zahlreichen Albums durchblätterte oder sich leise mit einigen Gästen unterhielt, und das war ihm die liebste Stunde des Ausruhens nach seinen Geschäften. Die Tochter sehen und hören war ihm eine Freude.

Karola war in der That eines der lieblichsten Mädchen; hellbraunes, natürlich gelocktes Haar umspielte ihre klare Schläfe, in ihren dunkeln Augen lag die Sanftmut selbst, in ihrem Lächeln das Wohlwollen einer edlen Seele, in ihrer Sprache ein Wohllaut, den nur so frische Lippen hervorbringen konnten. Sie war schlank gebaut, trug sich stets mit Einfachheit, aber Geschmack, zeigte keine Ahnung von dem Reichtum ihres Vaters, war nicht glücklicher, als wenn sie sah, daß man ihr zugethan, nicht herzlicher, als wenn sie an solchen Abenden vom Flügel aufstehen, sich über den Vater beugen und ihm einen Kuß auf die Stirn drücken konnte.

Verwandte besaß die kleine Bettinische Familie in Mailand nicht mehr, seit ein Vetter von ihm, ebenfalls ein vermögender Geschäftsmann, von hier nach Turin mit seiner Familie übergesiedelt war. Politische Motive hatten ihn dahin gezogen, wenige Jahre nachdem Lombardo-Venezia wieder unter österreichische Herrschaft gekommen war. Sein Sohn Matteo hatte bis vor wenigen Jahren noch die Mailänder Schule besucht und war dann dem Vater gefolgt, um in die sardinische Armee zu treten.

Matteo hatte sich von dem Hause seines Oheims nicht trennen wollen; er hing mit schwärmerischer Verehrung an Karola, seiner Cousine, gleichgiltig gegen des Vaters politische Gesinnung, bis dieser ein Machtwort sprach und ihn zu sich gebot, da das Vaterland auch seiner demnächst bedürfen werde.

Mit trauerndem Herzen hatte der junge Mann, eine heißblütige, überhaupt zur Schwärmerei geneigte Natur, von Karola Abschied genommen, ihr Gelöbnis abfordernd, daß sie seiner gedenken, seiner warten solle mit ihrem Herzen, bis er in wenigen Jahren mündig sein werde, und nichts versprechend, mit einem Lächeln ihn tröstend, hatte sie dem Cousin zum Abschiede die Lippen gewährt.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219021004-12/fragment/page=0007

Sarah Bernhardt.

(Hierzu zwei Illustrationen.)

Sarah Bernhardt, die große, von den Franzosen als einzige Tragödin vergötterte Sarah, hatte vor Jahrzehnten geschworen, nur dann in dem verhaßten Deutschland aufzutreten, wenn die Elsaß-Lothringer wieder als zurückgekehrte verlorene Söhne am Busen Frankreichs liegen würden. Mit den Jahren oder vielmehr mit den Erfolgen, die Sarahs Kollegen oder Kolleginnen, wie Coquelin, die Rejane, die Hading in Deutschland und gar in Berlin fanden, muß sich der starre Stoizismus Sarahs gemildert haben, denn sie hat sich zu einer sechswöchigen Tournee

Sarah Bernhardt, die Königin der Pose, Theaterthränen vergießend.

durch die deutschen Lande verpflichtet. Demnächst wird sie am Berliner Königlichen Schauspielhause ihre berühmtesten Rollen spielen und damit wird man in der Reichshauptstadt Gelegenheit haben, zu sehen, ob sie die Unvergleichliche ist, für die sie dem Auslande seit zwanzig Jahren gilt. Spät kommt sie, vielleicht zu spät. Denn Sarah Bernhardt, oder wie sie vielmehr richtig heißt: Rosine Bernhardt, wird in zwei Jahren ihren — sechszigsten Geburtstag feiern. Trotzdem spielt sie noch die jugendliche Kameliendame und den schlanken Herzog von Reichstadt in Rostands „L'Aiglon". Dadurch, daß sie solche Hosenrollen, wie die genannte, dann den Hamlet und den Lorenzaccio von Musset mit Vorliebe spielt, hat sie den wundersamen und berühmten Klang ihres Organs verloren. Doch die Befriedigung exzentrischer Regungen war ihr eine genügende Entschädigung. Das Exzentrische, das Besondere, die außergewöhnliche Pose kennzeichnen diese begabte, reich talentierte Künstlerin, deren ganzes Leben ein seltsames Gemisch von marktschreierischer Reklame und beispiellosen, ehrlichen Erfolgen war. Eine enorme künstlerische Begabung ist in ihr mit gewöhnlichem Komödiantentum gemischt, die Bizarrerie, die theatralische Pose bestimmte ihr Leben, sowie auch ihre Kunst. Selten, ja fast nie, hat eine Frau in — Frankreich es vermocht, im Alter von 58 Jahren die Öffentlichkeit noch so zu interessieren, wie Sarah Bernhardt, die trotz ihres Alters, trotzdem sie bereits lange Großmama ist, noch immer für eine der schönsten und interessantesten Frauen von Paris gilt. Ende der siebziger Jahre und Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war die Zeit ihrer Blüte. Damals faszinierte sie alle Welt durch ihre schlanke, biegsame, elegante Gestalt, dem feinen Oval ihres Gesichts, aus dem zwei geistvolle Augen strahlten und durch den zauberhaften Wohlklang ihrer Stimme. Da ist mancherlei anders geworden. Die einst von vielen verspottete und karrikierte Schlankheit, vielmehr Magerkeit, ist einer gewissen Fülle gewichen, das Haar hat künstlich die Farbe gewechselt und die Stimme ist rauher geworden. Nichtsdestoweniger ist sie dieselbe hinreißende Sarah Bernhardt geblieben, deren Theodora, Tosca, Donna Sol und Kameliendame ohne gleichen sind. Es sind eben Äußerungen eines ganz besonderen künstlerischen Temperaments, eines seltenen Feuers. In ihr hat die französische Pose einen hohen Grad erreicht, aber Sarah Bernhardts Theatralik ist es gerade, die von so sonderbar exotischem Reiz namentlich für die Nicht-Franzosen ist. Ursprünglich war man ihr in Paris nicht sonderlich grün, und erst als sie im Kriege von 1870 bis 1871 als Krankenpflegerin im Felde gedient hatte, erwartete sie die Popularität im Théâtre-Française. Ihre Beliebtheit stieg von Jahr zu Jahr, doch in gleichem Maße wuchsen ihre Wunderlichkeiten. Bald bildhauerte sie und stellte im „Salon" aus, dann machte sie Exkursionen im Ballon, schrieb Leitartikel, hielt Brandreden gegen die verhaßten Preußen, und gab so der Welt unausgesetzt Stoff zum Klatsch. Gewisse Übertreibungen im Spiel und die immer hastiger werdende Rede machten ihr in Paris viele Gegner. 1880 brach sie ihren Kontrakt mit dem Théâtre-Française, was sie 100 000 Franks kostete, und durchzog mit ihrer Truppe die Welt. Schwer mit Gold und Ruhm beladen kehrte sie heim. Ihre Gegner waren inzwischen an Zahl nur gewachsen und der Neid der lieben Kolleginnen versetzte ihr tausende von Nadelstichen. Unverzeihlich wurde außer ihrem Erfolge noch ihre erstaunliche Konservierungsfähigkeit gefunden, denn Sarah bleibt unverschämt lange jung. Die Dame, „nah an Sechzig", hat für die Spötteleien ihrer Rivalinnen einen vorzüglichen Witz zur Hand. Jetzt leitet sie in Paris ihr eigenes Theater, als ihr eigener Direktor und eigener Regisseur. Und mit stets neuem Glanz weiß sie ihren oft bleichenden Stern zu erfüllen. Ob er auch am deutschen Himmel so strahlend leuchten wird? — —

Herbst.

Skizze von Elin Ameen. Übersetzt aus dem Schwedischen von Elsbeth Schering.

Der Sommer war zu Ende und der Herbst stand vor der Thür. Die Sonne schien noch immer hell und klar über Wald und Inseln und dem glitzernden See, und die Bäume waren noch grün und hatten nur hier und da einen leisen Schein von Rot und Gelb in ihrem dichten Laube. Aber es war nicht mehr die wärmende Sonne des Sommers, und die Schatten drinnen im Walde waren dunkler und tiefer geworden.

Dort war es still und schweigsam. Alles jubelnde Sommerleben hatte aufgehört, kein Vogelgezwitscher mehr in den Baumkronen, kein Summen und Brummen von eiligen Insekten, kein rauschender Flügelschlag in der Luft. Es war, als ob sich der ganze Wald zur Ruhe gelegt hätte in wehmütiger, ergebener Erwartung des Herbstes, in dem alles, was ihn eben noch mit Leben und Freude erfüllt hatte, allmählich einschlafen und verschwinden würde.

Und nie war ein Sommer so kurz wie dieser gewesen, und kein Herbst hatte das Herz mit größerer Wehmut erfüllt. — So dachte das junge Mädchen, das den Waldweg entlang wanderte. Die Luft war so kühl, daß sie

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219021004-12/fragment/page=0008

Ein Liebeslied. Nach einem Gemälde von J. Wodzinsky.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219021004-12/fragment/page=0009

einen Mantel um die Schultern hatte werfen müssen, und der Matrosenhut, den sie sonst in der Hand zu tragen pflegte, saß nun ganz sittsam auf dem hellen Haar, das in einer langen Flechte über den Rücken fiel.

Wie war sie sonst an den schönen Sommertagen den Weg vorwärts geflogen, so daß sie atemlos, keuchend und mit brennenden Wangen ankam an der Bank dort oben unter den hohen Fichten dicht am Berghang. Aber heute waren ihre Wangen bleich, und sie ging langsam, als hätte sie Bleigewichte an den Füßen. Sie würde heute schon früh genug kommen — zu der letzten Begegnung.

Dort erwartete er sie schon; sie sah den braunen Mantel und den weißen Strohhut zwischen den dunklen Stämmen der Bäume hervorschimmern. Und sie griff mit der Hand nach dem Herzen, das heftig und unregelmäßig schlug. Sie hatte nicht geglaubt, daß es so schwer sein würde. Wie würde sie dort neben ihm sitzen können, was sollte sie sagen — was würde er sagen?

Als sie bei ihm angelangt war, wagte sie nicht, ihn anzusehen, wagte nicht, sich zu bewegen. Die sonnenverbrannten, wohlgeformten Hände lagen unbeweglich im Schoß, und sie hielt den Blick auf den Boden geheftet.

„Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie kommen," sagte er; „ich dachte, Sie hätten mich diesen letzten Tag vergessen."

Er war kein junger Mann; sein Haar war grau gesprenkelt und die Stirn hatte tiefe Furchen. Dem Alter nach konnte er gut ihr Vater sein. Er war auch nicht hübsch; sein Aussehen würde sogar alltäglich erschienen sein, wenn nicht der tiefe Blick der seelenvollen dunklen Augen gewesen wäre.

Sie mochte etwa sechzehn Jahr alt sein. Ihr Gesicht hatte die volle Rundung und die zarte Haut eines Kindes und den Ausdruck von Unschuld und Frische eines solchen, während ihre Figur voll entwickelt war. Der Mund war wohlgeformt und weich, die Wangen hatten schelmische Grübchen und die Augen waren klar mit etwas Nachdenklichem und dabei Schwärmerischem im Blick.

„Sie erinnern sich wohl des ersten Tages, da ich Sie sah, Alice," fuhr er fort, indem er den Arm hinter ihr auf die Rückenlehne der Bank legte. „Sie saßen auch hier, — Sie waren so in Ihre Lektüre vertieft, daß Sie meine Schritte nicht eher hörten, bis ich ganz dicht neben Ihnen stand und sah, daß es meine Gedichte waren, die Sie lasen. — Sie stießen einen Schrei des Erschreckens aus und verbargen das Buch hinter Ihrem Rücken."

Sie errötete und lachte.

„Ja, ich schämte mich so schrecklich," sagte sie, „ich hatte so viele unterstrichen und ich fürchtete, Sie könnten das sehen und mich auslachen — ich hatte sie ja wieder und wieder gelesen — hatte für sie geschwärmt — hatte sie nachts unter mein Kopfkissen gelegt."

„Ich durfte aber doch sehen, welche Sie unterstrichen hatten," fiel er ein und sah sie lächelnd an, „und ich durfte viel mehr — ich durfte Sie fast jeden Tag treffen, ich durfte alle Ihre Gedanken und Träume wissen, ich durfte Anteil nehmen an Ihrem Seelenleben. Dafür will ich Ihnen heute danken, Alice, Ihnen danken für alles, was Sie mir gegeben haben."

„Was habe ich Ihnen wohl geben können?" fragte sie.

„Meine Dichterseele, die ich verloren hatte," antwortete er ernst. „Durch Sie bekam ich alle diese Stimmungen und Töne zurück, die ich dadurch fortgekünstelt hatte, daß ich mich selbst vergaß und mich dem Geiste der Zeit opferte. Meine Seele war müde — o, so müde — mein Geist konnte nicht mehr seinen freien Flug finden — da kamst du, Kind, und ich fand das alles wieder bei dir, frisch, unmittelbar, innerlich und warm. Du glaubtest doch an mich, du wolltest nicht begreifen, daß ich mir selber untreu geworden sei, und dein Glaube und dein Vertrauen gaben mir wieder Mut; — und ich konnte dichten wie früher in den Sonnenscheintagen der Jugend, und du hörtest mir zu, und ich begriff, daß dein atemloses Schweigen, dein strahlender Blick, der beste Beweis waren, daß ich wieder mich selbst gefunden hatte."

Er hatte sie unbewußt du genannt; und sie empfand das als etwas ganz natürliches. Sie konnte nicht antworten, ihr Herz war so voll von Glück und Leid zugleich — Glück über diese Worte von ihm, den sie so sehr verehrte, für den sie geschwärmt und von dem sie geträumt hatte, lange ehe sie mit ihm bekannt geworden war — Leid darüber, daß es nun mit diesen wonnevollen Stunden im Walde zu Ende war, wo sie mit ihm von allem, was sie fühlte und dachte, gesprochen hatte und wo er sie nicht wie ein Kind, nein, wie einen treuen Kameraden behandelt hatte.

Er las jeden Gedanken in ihrer Seele, auch diesen. Seine Augen hefteten sich mit einem Ausdruck von Sehnsucht und Zärtlichkeit auf sie — er brauchte nur seine Arme auszustrecken, nur ein einziges Wort zu sagen und sie war sein. Aber nicht deshalb hatten sie sich heute getroffen, nicht so sollte ihr sonnenhelles Sommermärchen enden.

„Wir müssen einander nun Lebewohl sagen, Alice," sagte er mit leichtem Beben in der Stimme, „und wenn wir getrennt sind, sollst du an mich und diesen Sommer denken, nicht mit Trauer und Schmerz, sondern voller Freude und Lebenslust sollst du dich daran erinnern. Du darfst nicht deine schönsten Jugendjahre in unnützen Träumen und zielloser Sehnsucht verbringen. Mutig und stark, mit frischem Gefühl und wachem Sinn sollst du dem Leben entgegentreten und wo du gehst, soll Sonnenschein und Jubel sein. So will ich dich mir denken. Verstehst du mich, wie du es früher thatest?"

Sie antwortete nicht; ihre Lippen zuckten und sie starrte zu Boden, während sie den Absatz ihres Schuhes tief in den Sand grub.

Wieder ergriff ihn die Sehnsucht, sie in seine Arme zu nehmen und ihr ganz andere Worte als diese kühlen, vernünftigen, die seine Zunge sprach, zu sagen, Worte, so glühend, warm, wie sie in seinem Herzen lebten, aber auch dieses Mal bezwang er die Versuchung.

Er nahm ihren Kopf in seine beiden Hände und hob ihn zu sich empor.

„Sieh mich an, Kleine," sagte er leise.

Ihre Augen standen voll Thränen, als sie sie zu ihm aufschlug und in die seinen sah. Er neigte sein Gesicht auf das ihre herab, und mit einer Bewegung von kindlicher Ergebenheit reichte sie ihm ihre zitternden Lippen.

„Nein, nicht so," sagte er fast heftig, „deine Lippen sind nur für deinen Bräutigam. —" Und er küßte sie sanft auf die Stirn.

„Willst du mir versprechen, so an mich zu denken, wie ich dich gebeten habe?" fragte er.

Sie nickte.

„Und wenn meine neuen Gedichte erscheinen, dann jubelt dein Herz und du denkst: ich war es, die ihm alles das eingegeben hat?"

Sie nickte wieder und lächelte. Er stand auf und reichte ihr die Hand.

„Lebe wohl, Alice."

Ihre Hand lag zitternd in der seinen.

„Treffen wir uns nie mehr?" fragte sie leise.

„Doch — später, aber nicht so bald, meine Frau wird wohl im Winter deine Eltern aufsuchen. Aber, Alice, du mußt nicht glauben, daß es wieder wird, wie es jetzt gewesen; es kann nicht immer Sommer sein. Jetzt ist es Herbst, Alice."

Er sah ihr nach, so lange er ihre Gestalt auf dem sich schlängelnden Fußwege erblicken konnte. Seine innigsten Wünsche folgten ihr. — — Rein und schön war ihr Sommermärchen gewesen, und so würden sie es beide in der Erinnerung behalten; er, der ergrauende Dichter, und sie, die Sechzehnjährige, die gerade auf der Schwelle zum Leben stand.

Sie wandte sich nicht ein einziges Mal um. Sie kämpfte mit den Thränen, mit dem brennenden Schmerz, der in ihrem Herzen wühlte, und sie hörte immer wieder seine bebende Stimme:

„Es kann nicht immer Sommer sein. Jetzt ist es Herbst, Alice."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219021004-12/fragment/page=0010

Meinst du, die Hand allein thut es,
Somit hast du auch wohlgethan?
Du übtest doch nicht wahrhaft Gutes,
Hat deine Seel' nicht teil daran.

Fürs Haus.

Freundliches Geben — zieret das Leben;
Schließe dem Dürftigen nimmer die Hand.
Frommes Erbarmen — läßt nicht verarmen,
Wohlthun ist Quelle im brennenden Sand.

Husarenabschied.

Ich zieh' dahin mit leichtem Sinn —
Ade! Ade, du mein Städtchen!
Wer sieht mir dort so traurig nach? —
Leb wohl, leb wohl, du mein Mädchen!
Jetzt werd ich des Königs braver Husar
Und dien' ihm treu drei volle Jahr' —
Ade, Ade!

Sieh, Liebchen mein, so trüb' nicht drein
Und mach' nicht schwer mir das Scheiden!
Und wein' mir nicht, ein Krieger kann
Das Klagen und Flennen nicht leiden.
Bald komm' ich ja wieder auf stattlichem Pferd,
Es ist die Trennung der Thränen nicht wert —
Ade, Ade!

Noch einmal zurück zum Städtchen den Blick,
Dann vorwärts dem Ziele entgegen!
Bald ziert mich des Königs Waffenrock,
Der Kolpak, der blitzende Degen. — —
Die Sonne scheint so voll ins Thal,
Noch grüß' ich dich zum letzten Mal —
Ade, Ade!

Arthur Rehbein.

Das Krankenzimmer.

Welch ein trauriger Ort ist das Krankenzimmer! Und zumeist wird es durch die übertriebene Vorsicht der Angehörigen des Kranken noch unfreundlicher, als es überhaupt nötig ist. Für das Krankenzimmer wähle man vor allen Dingen einen hellen, luftigen Raum, und sollte man auch das sogenannte „Putzzimmer" für diesen Zweck bestimmen. Gesundheit geht der Eitelkeit vor, ohne gesund zu sein, kann man nicht Gesellschaft bei sich sehen, darum schnell das gute Zimmer ausgeräumt und durch die für die Krankenpflege notwendigen Möbel wieder eingerichtet. Dann ist vor allem für ein bequemes und gutes Bett zu sorgen, ferner ein Wandschirm, der jedoch nicht in grellen Farben gehalten werden darf und, wenn es irgend geht, nur beim Lampenlicht Verwendung findet, ein Tischchen, auf welchem die Flaschen und sonstige Medikamente enthaltende Geräte ihren Platz haben; ein Sopha, wenn möglich Schlafsopha, damit es zugleich der Wärterin oder dem Wärter als Lagerstätte für die Nacht dienen kann. Wichtiger jedoch noch als die Ausstattung ist die Stimmung, welche in dem Krankenzimmer herrschen muß. Wer seine Besorgnis und seine Thränen nicht verbergen kann, der gehört überhaupt nicht an das Bett eines Patienten; denn alles regt auf, am meisten jedoch der Anblick betrübter und bekümmerter Gesichter. Es ist natürlich nicht leicht, einen geliebten Menschen leiden zu sehen und dabei zu lächeln, aber man bedenke nur, daß der Kranke doppelt leidet, wenn er seine Umgebung schmerzerfüllt sieht, und man wird sich zu beherrschen wissen. Selbstbeherrschung gehört überhaupt in erster Reihe zur Krankenpflege. Man setze den Fall, daß der Arzt bei der Untersuchung des Patienten ein bedenkliches Gesicht macht oder erklärt, es sei eine größere oder kleinere Operation notwendig. Da darf derjenige, welcher dies mit anhört, keine Bewegung des schmerzlichen Erstaunens machen, sonst würde der Kranke sofort fürchten, es gehe mit ihm zu Ende oder es stehe wenigstens sehr schlecht um seine Genesung. Es ist ja längst festgestellt, daß Frauen sich bei weitem besser für die Krankenpflege eignen, als Männer; sie besitzen mehr Geduld, stillere Ergebung, größere Geschicklichkeit, liebevollere Nachsicht mit den Launen eines Patienten, die Frauen sind geschickter, angenehmer, aufmerksamer und auch ausdauernder.

Nun noch einige Worte über die Behandlung der Kranken. Man vermeide es so viel wie möglich, mit ihnen zu plaudern, jede Anstrengung des Geistes ist schädlich und verzögert die Genesung, auch Lektüre gestatte man ihnen nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Arztes. Häufig findet man, daß neben dem Lager des Patienten Bücher und Zeitungen in größerer Zahl liegen und hört dann auf Befragen, daß der Kranke sich gelangweilt und darum Bücher verlangt habe. Langeweile schadet durchaus nichts, Körper und Geist müssen ausruhen, und das können sie nicht, wenn sie durch Lektüre angestrengt werden. — Ebenso beobachte man strenge Diät, eine Unachtsamkeit der Pflegerin wirft oft alle Sorgfalt des Arztes über den Haufen.

Zu Tisch.

Das Mittagessen sei bereit
Stets pünktlich zur bestimmten Zeit!

Brieschensuppe. In lauwarmem Wasser werden zwei Kalbsbrieschen gewaschen, einige Augenblicke in der Fleischsuppe gekocht, herausgenommen, abgehäutet und fein gewiegt. Nun läßt man in einem passenden Gefäß eigroß Butter zergehen, dampft feingeschnittene Petersilie und einige Chalotten, giebt die Brieschen hinein und stäubt sie mit einigen Kochlöffeln Mehl. Das Ganze wird nun mit der nötigen Fleischsuppe angerührt, ½ Stunde aufgekocht, inzwischen 1 Eidotter mit 1 Eßlöffel Rahm verrührt, die Suppe damit verbunden und beliebige Klößchen oder Semmelschnitten eingelegt.

Eierkuchen mit Äpfeln (hannöverische Art). Man bereitet zu einem guten Pfannkuchen einen Teig aus zwei gehäuften Eßlöffeln Mehl, einem Ei, einer Tasse Milch und einer Prise Salz. Inzwischen hat man gute Äpfel geschält, vom Kerngehäuse befreit und in feine Scheiben geschnitten. Vor dem Gebrauch bestreut man diese eine halbe Stunde mit feinem Zucker und feingeriebener Zitronenschale und träufelt etwas Rum darüber. Soll nun der Pfannkuchen gebacken werden, so läßt man reichlich Butter in der Pfanne zergehen, legt die feinen Apfelscheiben hinein und dünstet sie ein wenig. Alsdann kommt der Teig darüber. Der Kuchen wird auf beiden Seiten schön gelb gebacken. Mit Zucker und Zimt bestreut, giebt man ihn zu Tisch.

Lebervögel. Aus einer halben, schön gewaschenen, abgehäuteten Kalbsleber werden zwei Finger breite, ebenso dicke und ein Finger lange, gleich große Stücke geschnitten. Diese werden mit Pfeffer bestreut, in ein Blatt Salbei und eine sehr dünn geschnittene Speckscheibe eingewickelt und mit Faden umwickelt. Sie werden nun in heißer Röhre rasch gebraten und dabei häufig mit heißer Butter übergossen. Der Faden wird vor dem Anrichten abgenommen, die Vögel gesalzen, samt dem Speck angerichtet und mit Zitrone beträufelt.

Ausgebackene Selleriestengel. Von englischen gebleichten Selleriestauden entfernt man die Blättchen, schneidet die gehäuteten Stengel in etwa drei bis vier Zentimeter lange Stückchen, blanchiert sie in siedendem Salzwasser, hebt sie mit der Gabel einzeln heraus, taucht sie in einen flüssigen Ausbacketeig, daß sie ganz davon umhüllt sind, legt sie in eine Kasserolle mit siedender Butter oder Schmalz, und bäckt sie darin hellbräunlich. Sie werden bergartig auf der Schüssel angerichtet und mit den Blättchen umkränzt. Eine spanische Sauce wird dazu gereicht.

Probatum est!

Die Griffe und Knöpfe an Fenster und Thür,
Die wollen stets glänzen, drum sorge dafür!

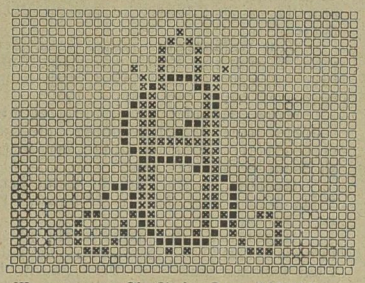
Nußbaummöbel hübsch blank zu erhalten. Es ist eine bekannte Thatsache, daß namentlich Nußbaummöbel bereits im zweiten Jahre des Gebrauchs erheblich ausschwitzen und dann ein trübes, ja schmutziges Aussehen bekommen. Diesem läßt sich leicht mit geringer Mühe und wenig Kosten abhelfen. Man seife zuerst die Nußbaummöbel mit gewöhnlicher Seife und einem Lappen sauber ab und reibe mit einem wollenen Lappen alle feuchten Stellen gut trocken. Alsdann bereite man eine Mischung aus zwei Löffeln Provenzeröl und einem Löffel Rotwein, trage dies auf einen wollenen Lappen und reibe hiermit die Möbel tüchtig ab. Es kostet das etwas Kraftanstrengung und Mühe, aber die Mühe wird auch belohnt.

Die Behandlung der Linoleumteppiche. Älteres, abgetretenes Linoleum ist jeden Tag aufzuwaschen und manchmal nach tüchtiger Reinigung mit warmem Leinöl einzureiben. Hellgrundigem Linoleum ist immer der Vorzug zu geben, weil das dunkle Staub und Schmutz viel sichtbarer werden läßt. Neueingelegtes Linoleum sollte man immer wichsen und wie einen Parkettboden behandeln, womöglich jeden Tag mit einem wollenen Tuch trocken abreiben und einmal wöchentlich tüchtig bürsten. Um den Boden wieder hell und klar zu bekommen, bürste man ihn alle paar Wochen mit einer Seifenbrühe auf und wichse ihn nachher ein.

Sattlerwachs: 1. Vorschrift: 4 Teile gelbes Wachs und 1 Teil Harz werden zusammengeschmolzen, in zylindrische Formen gegossen und dann in beliebig große Stücke geschnitten. 2. Vorschrift: 5 Teile gelbes Wachs, ½ Teil dicker Terpentin, 1 Teil Harz, werden zusammengeschmolzen und in gleicher Weise behandelt. 3. Vorschrift: 4 Teile weißes Wachs, 3 Teile Harz, 1 Teil Olivenöl zusammengeschmolzen und ebenso behandelt. 4. Vorschrift: 6 Teile weißes Wachs, 1 Teil Ochsentalg, 3 Teile Harz, ¼ Teil Olivenöl, zusammengeschmolzen und in gleicher Weise behandelt.

Arbeitskörbchen.

Ein Weib, das kennt der Nadel Brauch,
Flickt ein zerriss'nes Glück dir auch.

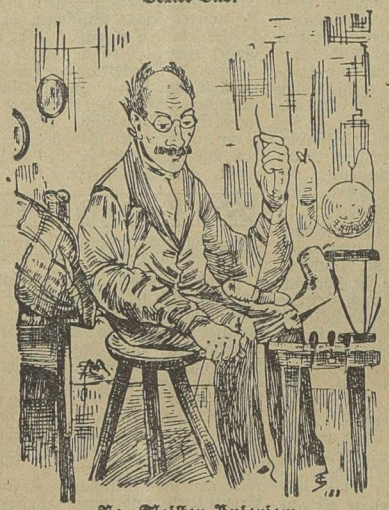


Monogramm A. S. in Kreuzstichstickerei.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219021004-12/fragment/page=0011

Humor und Rätsel.

Vexier-Bild.



„Na, Meister Anteriem, wo steckt denn Ihr kleiner Lehrbub?“

Das gelehrige Tier. Einem wohl glaublichen Bericht aus Kentucky zufolge hat dort ein Professor seinem Affen Klavierunterricht erteilt. Das gelehrige Tier hat es in der Virtuosität so weit gebracht, daß es nicht nur mit seinen vier Pfoten geläufig vierhändig spielt, sondern dabei sogar mit seinem Schwanz — die Blätter des Notenheftes umwendet.

Schlagfertig. Wirt (auf die mit Kreide vollbeschriebene Thür zeigend): „Was sagen Sie dazu?“ — Student: „Schwamm drüber!“

Kasernenhofblüten. Unteroffizier (zu einem Dramendichter, der verzweifelte Anstrengungen macht, auf die Reckstange zu kommen): „Ja, so ein Bauchaufzug ist nicht so leicht wie ein Einakter!“

Beim Verhör. Richter: „Haben Sie schon mal vor Gericht gestanden?“ — Angeklagter: „Nee, Herr Richter, ich habe noch nie vor Gericht wat gestanden?“

Erklärt. „Ich finde den Afrikareisenden fürchterlich großmäulig?“ — „Ja, ich glaube, der hat auf seinen Reisen weiter nichts wie Löwenmaulsalat gegessen!“

Begreiflich. Dame (nachdem ihr ein fremder Herr einen Schirm angeboten hat): „Ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an, aber der Schirm wird für uns beide nicht reichen und so kommen Sie vom Regen in die Traufe.“ — Herr: „Aber in welche entzückende Traufe!“

Zart besaitet. „Warum kommen Ihnen denn Thränen in die Augen?“ — „Habe da beim Schreiben ein Wort — trennen müssen und jede Trennung geht mir so sehr zu Herzen.“

Farbe bekannt. Frau (zum Dienstmädchen): „Wenn wieder eine Einladung an mich zu einer Abendunterhaltung abgegeben wird, Leni, so erkundigen Sie sich sofort bei dem Boten, ob elektrische Beleuchtung ist oder nicht.“ — Dienstmädchen: „Bleibt sich denn das nicht gleich, gnädige Frau?“ — Frau: „Nein, Leni, das muß ich wissen, denn ich könnte sonst auf der Soiree zu rot oder zu blaß sein.“

Na ja! Dame: „Ihr Antrag kommt mir überraschend, Herr Leutnant, — geben Sie mir Zeit.“ — Leutnant: „Natürlich, begreife ja, daß Gnädigste sich an Ihr Glück erst gewöhnen müssen.“

Eine Anfängerin. Junge Frau (der zum ersten Mal auf ihren Wunsch vom Arzt ein längerer Aufenthalt in einem Seebade angeraten wird): „Aber nicht wahr, Herr Doktor, krank wird man davon doch nicht?“

Erster Gedanke. Leutnant (der mit der Ankündigung des Besuches seiner Schwiegermutter gleichzeitig Mobilmachungsordre erhält): „Hm, ob ich mir den Kriegsminister irgend 'mal zu Dank verpflichtet habe?“

Aushilfe. „Du, Sarah, wenn der Herr Referendar zu Tische kommt, wirf gleich 'n Krystallglas entzwei, damit wir was zu reden haben.“

Angemessen. A.: „Wie gefällt Ihnen meine junge amerikanische Nichte?“ — B.: „Ganz vorzüglich! Sie sieht in der That sehr chic aus!“ — A.: „Ja, sie kommt auch direkt von Chicago!“

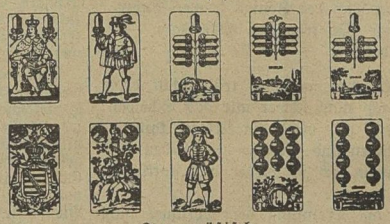
Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

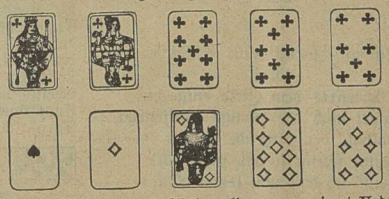
M bietet Tournee, paßt dann aber, als V dies hält. H reizt bis b-Handspiel, aber V hält auch dies und spielt auf folgende Karte a-Handspiel.

aK, D, 9, 8, 7; bA; dA, D, 9, 8.

Deutsch.

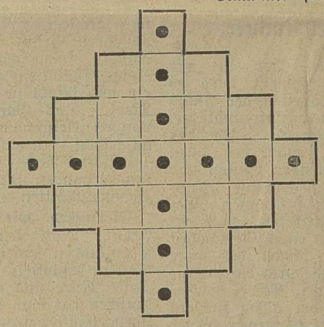


Französisch.



Obwohl im Skat nur 2 Sieben liegen, gewinnt V das Spiel mit Schneider. Wie saßen die Karten, wie ging das Spiel?

Diamanträtsel.



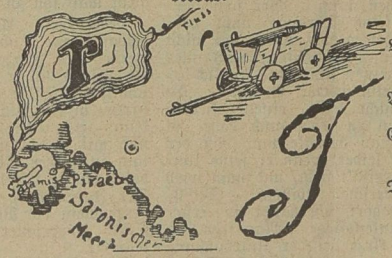
In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben AA, C, EEE, GG, H, J, L, M, N, PP, RR, SSS, T, UUU derart einzutragen, daß die mittelste wagerechte und senkrechte Reihe gleichlautend ist und die wagerechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Seelenregung, 2. Befestigungsmittel, 3. Tier der griechischen Sage, 4. Hausgerät, 5. Getränk.

Anagramm.

Dame — Launen — Otter — Altar — Reich — Emir — Insel — Seil — Rede — Stab — Sense.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben ein anderes Wort zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter bezeichnen, im Zusammenhang gelesen, den herrlichsten Schatz auf Erden.

Rebus.



Worträtsel.

Beim Leid giebt's Trost dem wunden Herzen,
Am Tag ist es die Essensstunde,
Gefühl hat es bei Andrer Schmerzen,
Doch bei der Teilung giebt es Kunde.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H., Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantw. Redakteur: Paul Schettler, Cöthen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219021004-12/fragment/page=0012

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint Mittwoch und Sonnabend. **Abonnementspreis** vierteljährlich 1,05 Mk., pränumerando durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustrirtes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirthschaftliche Beilage.

Insertionspreis für die 1spaltige Korpus-Zeile oder deren Raum 10 Pf., Reklamen pro Zeile 15 Pf. **Inserate** werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 80 — Nebra, Sonnabend, 4. Oktober 1902. — 15. Jahrgang.

Zweierlei Maß in Frankreich.

Der ‚Schles. Ztg.' wird aus Paris geschrieben: Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Der Oberstleutnant de Saint-Remy und der Major Le Roy-Ladurie erhielten beide den allerdings nicht sehr verlockenden Befehl, ihre Soldaten vor die Klöster zu führen, um bei der Austreibung der bretonischen Nonnen behilflich zu sein. Es handelte sich um eine Requisition des Präfekten, also der bürgerlichen Behörde, doch wurde in beiden Fällen der Befehl durch den vorgesetzten General an die Offiziere übermittelt, und in der Form der Uebermittelung ist die einzige winzig kleine Verschiedenheit zu entdecken: an den Oberstleutnant wurde der Befehl als Aufforderung der Zivilbehörde weitergegeben, dem Major erteilte der militärische Vorgesetzte auch selbst noch den ausdrücklichen Befehl, den Auftrag auszuführen. Der Oberstleutnant und der Major gehorchten beide nicht, und dafür erhielt der erstere einen Tag Gefängnis, der durch die Untersuchungshaft für verbüßt erklärt wurde, d. h. er wurde in Wirklichkeit freigesprochen; der andere wurde mit „Destitution" bestraft, d. h. er wurde mit Verlust seines Ranges und des Rechtes, Uniform zu tragen, ohne Pensionsansprüche abgesetzt.

Es besteht offenbar ein schreiender Widerspruch zwischen diesen beiden nur einige Wochen auseinander liegenden Urteilssprüchen des Kriegsgerichts von Nantes. Auch durch die Thatsache, daß Oberstleutnant de Saint-Remy nachträglich durch den Kriegsminister auf disziplinarischem Wege seines Amtes enthoben worden ist, wird dieser Unterschied nicht aus der Welt geschafft, denn ihm bleibt sein Ruhegehalt und sein militärischer Titel.

Vergebens sucht man nach sachlichen Gründen zur Rechtfertigung solcher Verschiedenheit in der Rechtsprechung über analoge Fälle. Dagegen ist es durchaus nicht schwer, die wahren Ursachen zu erkennen, nur liegen diese nicht auf rechtlichem, sondern auf politischem Gebiete. Man kann nicht darüber im Zweifel sein, daß auch die Richter des Majors Le Roy mit ihren Sympathien auf der Seite des Angeklagten standen und ihn mit schwerem Herzen so streng verurteilt haben: der Vorsitzende hat den Urteilsspruch „mit Thränen in den Augen" verlesen, die Mehrheit der Offiziere hat ihm mildernde Umstände zugebilligt, obgleich dies keinen Einfluß auf die Abmessung der Strafe haben konnte, und schließlich hat der Gerichtshof unmittelbar nach der Verhandlung ein Gnadengesuch für den Verurteilten unterzeichnet. Nun wird von den ernsthaften Blättern auch oppositioneller Richtung dieser zweite Urteilsspruch zwar durchaus richtig befunden, und nur Ausnahmen, wie die ‚Libre Parole', haben sich noch nicht zu der Erkenntnis durchgerungen, daß militärische Disziplin eben etwas Unerläßliches ist. Das letztere Blatt spricht angesicht des jüngsten Urteilsspruches „von dem traurigen Mute, den die Offiziere bewiesen hätten, indem sie einen Waffenbruder verurteilten". Aber Zeitungen wie das ‚Journal des Débats' loben, bei aller Sympathie für den Bestraften, den Spruch der Richter, und wenn sie gleichzeitig auch den ersten Urteilsspruch den gegen Saint-Remy, mit der oben erwähnten spitzfindigen Unterscheidung von Zivilrequisition und militärischem Befehl entschuldigen, so merkt man ihrer Verteidigung doch an, daß sie sich nicht recht wohl dabei fühlen. Selbst Deroulede hat dem ersten Kriegsgericht ja einen scharfen Tadel erteilt.

Die Nationalisten haben eben nachträglich gemerkt, daß das Urteil gegen Saint-Remy nicht nur vom militärischen und juristischen Standpunkte aus angesehen höchst bedenklich war, sondern auch, daß sie damit sich selbst am allerschwersten geschädigt hatten. In der That hatte die ganze sozialistische Presse mit Vergnügen die Thatsache verzeichnet, daß Offiziere nicht mehr auf der Forderung absoluter Disziplin im Heere bestanden. Ein herrlicher Präzedenzfall, auf den man alle Soldaten aufmerksam machte, die sich etwa versucht fühlen könnten, den Gehorsam zu versagen, wenn man sie gegen die Ausschreitungen streikender Arbeiter verwenden will! Außerdem aber war den seit der Dreyfusaffäre fanatisierten Gegnern der militärischen Gerichtsbarkeit damit ein wundervolles Argument in die Hand gespielt, und aus der ganzen antimilitaristischen Presse ertönte es einstimmig: „Weg mit den Kriegsgerichten!" Alle diese Umstände sind sicher nicht ohne Einfluß auf die Richter des Majors Le Roy geblieben. Es soll damit nicht gesagt sein, daß sie sich durch irgendwelche fremde Rücksichten zu größerer Strenge hätten bestimmen lassen, aber es wäre wohl begreiflich, wenn die Erfahrungen dieser letzten Wochen ihr Verantwortlichkeitsgefühl gesteigert und ihnen die ernste Gefahr gezeigt hätten, in welche das erste Kriegsgericht sich begeben hatte, indem es seinen Sympathien für den angeklagten Offizier einen zu großen Einfluß auf die Entscheidung einräumte.

Politische Rundschau.

Deutschland.

*Der Kaiser hat der Tochter des Oberpräsidenten v. Goßler ein Beileidstelegramm gesandt, worin er ausdrückt, daß dem Verstorbenen ein Ehrenplatz in den Annalen der preußischen Geschichte gesichert sei.

*Der Empfang der Burengenerale durch Kaiser Wilhelm wird von der ‚Rhein.-Westf. Ztg.' bereits als Thatsache behandelt: Verhandlungen zwischen Botha und dem deutschen Auswärtigen Amt seien der Gewährung der Audienz vorangegangen, und bei der Gelegenheit sei von deutscher Seite betont worden, daß der Empfang nur bewilligt werden könne, wenn von den Buren ausdrücklich auf jede Erörterung politischer Fragen verzichtet würde. Der Kaiser interessiere sich lediglich für gewisse Phasen des Krieges vom militärischen Standpunkt aus und wünsche von den Burenführern einige Aufklärungen über die Methode und gewisse Einzelheiten ihrer Kriegführung zu erhalten. In Berliner Burenkreisen ist dagegen nach der ‚Tägl. Rundschau' von der Bewilligung der Audienz noch nichts bekannt. Eine endgültige Antwort vom Hofmarschallamt sei noch nicht erfolgt. Und am Mittwoch früh läßt sich das Blatt drahtlich aus Brüssel melden: „Die Burengenerale beendigen ihre Hollandreise am 4. d. Am Montag besuchen sie Brüssel, dann Paris und Frankreich. Der Besuch in Berlin ist aufgeschoben. Sie erklären den Bericht der ‚Köln. Ztg.' von einem Audienzgesuch beim Kaiser für eine thörichte Lüge."

*Die Ankunft der Buren-Generale in Berlin ist auf den 17. Oktober festgesetzt.

*Der Großherzog von Baden hat am Dienstag die Ausstellung in Düsseldorf besicht.

*Der Reichstag [illegible] berufen worden.

*Die zweite Le[illegible] entwurfes in de[illegible] tag beendet word[illegible]

*Der bayrische [illegible] hem erklärte in Geg[illegible] in der landwirtschaftl[illegible] De Grenzen [illegible] wrden und die feuch[illegible] müßten bestehen bleib[illegible] Landwirte billigere [illegible] mittel hätten und d[illegible] könnten.

*Die gesetzgebenden [illegible] werden sich im nächst[illegible] Lösung der Frage des [illegible] von weißem Phos[illegible] von Zündhölzern [illegible]

*In letzter Zei[illegible] Aufmarkschei[illegible] agehalten worden. [illegible] mltung sichert nun [illegible] der Verbreiter dieser [illegible] wrift, daß er den G[illegible] kan, eine Belohnung [illegible]

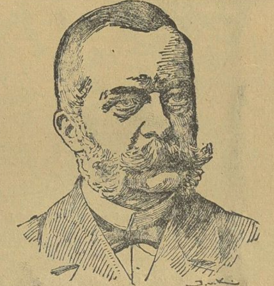
*Zur Buren[illegible] Südwestafrika [illegible] größere Anzahl Bur[illegible] nach Deutsch-Südwe[illegible] d Bedingungen ein[illegible]

Oesterreich.

*Die Gemahlin des Thronfolgers Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich, Fürstin Hohenberg, wurde Montag nachmittag von einem Prinzen entbunden. (Da die Ehe morganatisch ist, hat das Kind keine Rechte auf den Kaiserthron.)

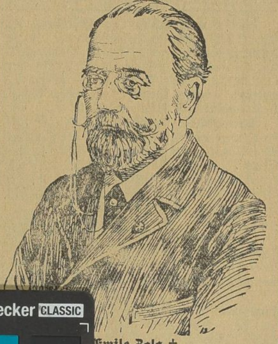
England.

*Die ‚St. James Gazette' meint, es sei unglaublich, daß der deutsche Kaiser die Burengenerale empfangen wolle und schlägt ernstlich vor, wenn der Kaiser die Generale sehen wolle, möge er nach England kommen und sie sich von König Eduard vorstellen lassen. Die liberale ‚Westminster Gazette' sagt: Ohne dem Empfang der Generale beim Kaiser eine politische Bedeutung beizulegen, würde die Audienz wahrscheinlich den Erfolg haben, daß die Burengenerale von England keine politische Unterstützung erhalten.



Oberpräsident v. Goßler †.

*In der britischen Armee wurden im vorigen Jahre 11 414 Soldaten mit Gefängnis bestraft, darunter 1943 wegen Desertion, 1374 wegen Ungehorsams und Gewaltthätigkeit, 1112 wegen Trunkenheit.



Emile Zola †.

Belgien.

[illegible]ließung der Spiel[illegible]gien steht endlich bevor. Das [illegible]chlich vollzogen und tritt am [illegible] In Spaa und in Ostende [illegible]nternehmer vergeblich versucht, [illegible] Ausstand bis zum Ende des [illegible]en; am 11. d. müssen sie ihr [illegible]werbe in Belgien einstellen.

Holland.

[illegible]dische Minister des Aeußeren [illegible]halten darüber sein, daß der [illegible]vaal-Vertreter Leyds [illegible]digung seiner Mission [illegible]gezeigt habe, was Dr. Müller [illegible] gethan habe.

Spanien.

[illegible]ler ‚Soir' bringt, allerdings [illegible] eine sensationelle Meldung aus [illegible]önigin-Mutter Marie [illegible]be sich anläßlich ihrer letzten [illegible] geheimen mit ihrem Ober[illegible] Grafen Escosura ver[illegible]nge König soll über den Schritt [illegible]r erbittert sein. (Marie Luise, [illegible]hlin Napoleons, ebenfalls eine [illegible]inzessin, hat seiner Zeit auch ihren Stallmeister, den Grafen Neipperg, geheiratet.)

Amerika.

*Das Befinden Roosevelts ist nach den neuesten Berichten durchaus zufriedenstellend. Die Genesung verzögert sich nur, weil Roosevelt ein sehr unruhiger Patient ist und ferner weil er in seiner Jugend skrophulös war. Die sechs Aerzte, welche am Sonntag wegen seiner Wunde zur Konsultation herangezogen wurden, erklären alle, es liege keine Gefahr für Blutvergiftung vor oder daß Roosevelt das Bein verlieren werde.

*In Venezuela hat sich die Regierung des Präsidenten Castro, deren Tage gezählt sind, bei dem immer weiteren Fortschreiten des Aufstandes, schwere Verstöße gegen das Völkerrecht zu schulden kommen lassen, die die beteiligten Mächte sicherlich gebührend ahnden werden. Auf Anordnung des Generals Velutini sind der Direktor und die Angestellten des französischen Kabels in Carupano verhaftet worden. Als der französische Konsularagent einschreiten wollte, wurde er ebenfalls verhaftet. Das Küstenkabel ist zerschnitten worden, wie man vermutet, durch den venezolanischen Kreuzer „Restaurador". Hier herrscht große Erregung über diese Vorkommnisse; der französische Konsul hat Einspruch erhoben; der französische Kreuzer „Tage" wird erwartet.

*In dem bolivianischen Gebiet Acre ist ein Aufstand ausgebrochen. Die Rebellen haben ihre Unabhängigkeit von Bolivien proklamiert.

Ueber das Leben und Treiben an Bord des „Fram"

werden den ‚Münch. N. N.' aus Christiania nachfolgende bemerkenswerte Einzelheiten geschrieben:

Sverdrup hatte es bekanntlich von vornherein auf einen langjährigen Aufenthalt in den grönländischen Gewässern abgesehen und danach seine Maßregeln getroffen. Große Mengen haltbar gemachter Lebensmittel, vor allem eingedickte Milch, Obst, Butter, Eier und ähnliches waren an Bord geschafft worden, um den gefürchteten Feind aller Polarfahrer, den Scharbock, fernzuhalten. Diese Lebensmittel reichten jedoch nur bis zum dritten Jahre und mußten durch Zufuhr nordischen Wildprets ergänzt werden. Große Mengen eingedickter Milch, die man anfänglich als besonderen Schatz hütete, erwiesen sich schon nach Verlauf der ersten Ueberwinterung ungeeignet und mußten, da selbst die genügsamen Eskimohunde das halb geronnene, halb gefrorene Zeug nicht vertrugen, über Bord geworfen werden. Einer der Besatzungsleute, zugleich ein tüchtiger Jäger, kam auf den Gedanken, die Milchbüchsen öffnen und in gewissen Abständen vom Schiffe auslegen zu lassen. Die Folge war, daß sich allnächtlich ganze Scharen von Polarwölfen und Eisfüchsen um die Leckerbissen balgten und von den auf der Lauer liegenden Jägern dutzendweise erlegt wurden. Der Abschuß des zudringlichen Raubwildes rechtfertigte sich indessen auch sonst aus sehr triftigen Gründen, da man in steter Sorge um wertvolle Vorräte sein mußte, die in größerer oder geringerer Entfernung vom Schiffe für den Unterhalt der Hunde aufgestapelt waren. Schon während der ersten Ueberwinterung hatte man im Smithsunde mehrere Niederlagen von Walroß- und Robbenfleisch hergerichtet, die zur größeren Sicherheit noch mit mächtigen Stein- und Eisblöcken verrammelt wurden. Als man später die Fleischvorräte an Bord schaffen wollte, waren die meisten Niederlagen von Eisbären und Wölfen bis auf den letzten Rest geplündert worden. Nach der Ankunft im Ellesmere-Lande wurde darum bei jeder größeren Niederlage ein Mann als Wache zurückgelassen. Die Lage dieser einsamen Schildwachen, die oft meilenweit vom Fahrzeuge, nur mit dem unentbehrlichen Schlafsack, Oelzelt und Jagdgewehr ausgerüstet, oft wochenlang in schneebedeckter Einöde ausharren mußten, war natürlich alles andere denn beneidenswert, und bei mehr als einer Gelegenheit kam es zu hartnäckigen Kämpfen mit dem umherlungernden Raubzeug.

Nach der ersten Ueberwinterung starb, wie schon bekannt, der allgemein beliebte Schiffsarzt Dr. Svendsen. Ein schleichendes Leiden, dessen zerrüttende Wirkungen der junge Gelehrte in der reinen, stärkenden Luft des hohen Nordens aufzuheben hoffte, steigerte sich im Laufe der ersten Ueberwinterung dermaßen, daß Svendsen bei Eintritt des Frühjahrs in vollständiges Siechtum verfiel. Als Dr. Svendsen sich klar geworden war, daß an eine Rettung

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219021004-12/fragment/page=0013